

DER BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Wanda's Grund. Eine Geschichte von E. M. Vacano. Kap. V und VI. — Modenbild nebst Beschreibung. — Eine talmudische Legende. — Der neueste Einblick in die Geheimnisse der Schöpfung, von Dr. Geminstein. — Das Buch der Kindheit. — Aus dem Leben unseres Eichhörnchens, von Karl Müller. — Elisabeth, die Heilige, Landgräfin von Thüringen, von Hermann Klette (mit Illustration von D. Flüggen). — Den Reffen vergessen! von Karl Neumann-Sirela. — Lieb, von Richard Schmidt. — Zur Kindererziehung. — Die Mode, von Veronika von G. — Auflösungen der Räthsel-Aufgabe, der Charade und des Rebus Seite 116. — Schach-Aufgabe Nr. III. — Räthsel. — Rebus. — Correspondenz.

Wanda's Grund.

Eine Geschichte von Emil Mario Vacano.

(Fortsetzung.)

V.

Am folgenden Tage vor dem Götter, während des Schachspiels des alten und des jungen Grafen, war großer Lärm in dem Götterzimmer, das auf die Terrasse führte. Die Näherinnen hatten das Balkongeländer Geneviève's schon mit großen Stichen zusammengestellt, und die Dame brachte das unfertige Gewand dem Onkel Thaddäus und dem Grafen Philipp zum Ansehen, daß ihr die Seide und die Schleifen über dem Gesicht herumwogten. Es war ein blaues Seidenkleid mit dunkelblauen, breiten und langen Schleifen übersät. Auch Frau Zakreszanka war da und zeigte ihrem Bruder und dem Grafen Philipp das Modenbild, das ihr zum Modell diente: dasselbe zeigte eine elegante jugendliche Dame in lilafarbener decolletirter Moiré-antique-Robe, mit zeitlosen Strähnen in den gewellten Haaren, einer Diamantenrivière um den Nacken und einem schwarzen, mit blauen Blumen bemalten Fächer in der Hand. Die beiden Herren machten ihre höflichen Schmeicheleien.

„Seide Anzüge werden süß sein! lächelte der Gelähmte. Du hast einen einzigen Geschmack, Valerya. Und das ermuntert mich, Dich zu bitten, daß Du auch das Arrangement von Wanda's

Toilette übernimmst. Sie hat ohne Zweifel auch Geschmack, aber gewiß wenig Erfahrung. Und ich möchte, daß sie hübsch sei.“

Frau Zakreszanka's Modenbild flog aus ihren Händen leise gaulend auf den Boden nieder. „Wa . . . Wanda's Toilette!“ rief die arme, kleine, bittre Patriotin.

Geneviève raffte ihre blauen Kleiderwagen rauschend zusammen, so daß man ihr Gesicht nicht sah, und wandte sich nach der Thüre. Aber ehe sie dieselbe noch erreichte, blieb sie stehen. Das Herz pochte ihr zum Zerspringen, und sie hatte ein schöneres Gesicht, als je, weil es so todtblaß und böse war.

Graf Philipp strich sich an dem Schachtische, wo er saß, den Bart, und schaute sinnend auf die spielenden Blätter der Winden an der Glashüre.

„Wanda! Wanda geht mit?“ fragte Frau Zakreszanka mit einer unbezweifelhaft sanften Stimme.

Der Gelähmte war weiß in seinem sonst gelben feingeschnittenen, altersmageren Gesichte. „Ja, sagte er, ich wünsche es wenigstens so. Tu comprends, ma soeur? — Philipp, sei so freundlich und laß Wanda rufen.“

Eine beängstigende Stille trat ein, während Graf Philipp aufstand und nach der Thüre ging.

Es war eine so einfache Sache, daß eine Verwandte des Hauses, die das Hauswesen leitete und das kranke Familienhaupt pflegte, einmal auf einen Ball mitgeschickt wurde. Aber dieser Umstand jetzt, in diesem Augenblicke, war wie ein Losbrechen all der seit

lange bräunenden Gewitterwolken, wie ein Anlauf zur Umwälzung, eine Demonstration, eine Bestätigung der tollen Behauptung Geneviève's.

Und Frau Zakreszanka nahm langsam das ihr entfallene Modenbild aus der Hand ihres Neffen, der von der Thüre zurückkam, wo er dem gerufenen Bedienten den Befehl gegeben, Fräulein Wanda zu holen. Und wie sie das Blatt nahm, schaute sie den blonden Grafen an. „Ich wußte nicht, daß Wanda diesmal mitgeht,“ sagte die kleine gelbe Frau mit einer Ruhe, die in tausend zusammengezogenen Fältchen um die Mundwinkel und in den Halsadern sich ausdrückte. Und sie schaute ihn mit kleinwüzig zusammen gekniffenen Augen fest an.

Graf Philipp wies sie mit einer höflichen Handbewegung an seinen Onkel und zuckte die Achseln, wie erstaunt darüber, daß seine Tante sich an ihn wende.

„Ich wußte selber nicht, chère tante, sagte er, c'est l'oncle qui le veut.“

„Et vous donc . . .?“ mußte sie doch sagen.

„Oh! Philipp? tönte die Stimme Geneviève's scharf von dem Tische her, auf den sie ihre blaue Seidenwolke niedergeworfen hatte. Philipp ist mit ihr schon engagirt.“

In diesem Augenblicke trat Wanda ein. Ihr Blick schweifte über die ganze Gesellschaft und blieb auf Graf Thaddäus haften, wie in dem Grün einer Dase. „Du hast mich rufen lassen, Onkel,“ sagte sie mit ihrer herben Stimme. Sie trug ein weißgelbes, hohes,



einfaches Frühlingskleid, ihr sonst glattgeschaiteltes Haar war leicht gekräuselt vom Winde draußen. Sie hatte Pflanzen gesetzt mit dem Gärtnern. Denn sie liebte ihre Blumen. Sie strich mit ihrem weißen Schürchen noch die letzte Erde von den Fingern.

Graf Thaddäus lächelte ihr zu. „Ja, Du sollst Dich mit Deiner Tante berathen, sagte er, über die Wahl Deiner Garderobe für den Ball in Dobromil, den Du mitmachen sollst. Sie wird Dir beifällig sein.“

Wanda wurde sehr roth und ließ wieder ihre Blicke über die stumme Gesellschaft gleiten. Graf Philipp sah Thaddäus gegenüber am Schachtische, Frau Zakrefzanka stand mit ihrem Modenbild seltsam lächelnd und faltig und gelb mitten im Zimmer, und Geneviève lehnte an dem Tische, auf welchem ihre blauen Wolken lagen, mit unterschlagenen Armen und geschlossenen Lippen, und schaute sie starr an. Die Röthe schwand wieder langsam aus ihrem ruhigen Gesichte. „Für den Ball in Dobromil! sagte sie. Gehe ich denn auf den Ball?“

„Ja, Du sollst. Ich will, ich wünsche es... wir alle wünschen es,“ sagte Graf Thaddäus mit liebevollem Nachdruck und schaute dabei mit echter Hobeit auf seine Schwester.

Um Wanda's Lippen zog ein leises, bitterscharfes Lächeln. „Aber ich will nicht, Onkel Thaddäus, sagte sie und strich ihr Schürchen herab. Ich hasse das Tanzen und den Lärm, das weißt Du. Und ich danke Dir — und Allen. Aber ich bleibe zu Hause.“

„Wanda! sagte Graf Thaddäus, Du... Du mußt diesmal folgen.“

Wanda schaute ihn mit ihren klaren Augen an. „Muß ich?“ sagte sie.

„Nicht gehen, aber wollen mußt Du!“ sagte der Greis, und wollte sich mühsam erheben. Wanda eilte nun auf ihn zu. „Onkel Thaddäus, Onkel Thaddäus! Du erlaubst mir, zu Hause zu bleiben. Ja?“ fragte sie mit fester, entschlossener Stimme.

„Aber Sie würden uns allen ein Vergnügen machen,“ tönte jetzt eine Stimme. Es war Graf Philipp, der sich erhoben hatte. Er stand mit der einen Hand auf das Schachbrett gestützt. Sein blondes Haar war aus der Stirn gestrichen, und sein helles blaues Auge noch größer, als sonst. „Sie würden uns allen ein Vergnügen machen. Und Sie sollten gehen.“

Wanda drehte sich rasch nach ihm um. Sie athmete tief, zornig, und ihre Augen erloschen gleichsam im verächtlichen Troß. „O, Sie scherzen wohl, Graf Philipp, sagte sie. Das meinen Sie nicht. Sie wissen ja, ich könnte etwas versäumen in meiner Pflicht! Was liegt Ihnen daran, ob ich gehe!“

Auch über seine Stirn zog jetzt eine dunkle Röthe, aber die Miene blieb ruhig, der Blick groß, und die Stimme klingend, wie er jetzt sagte: „Ich — bitte Sie.“

Wanda starrte ihn einen Augenblick athemlos an. Es war, als sei plötzlich in ihr etwas gestorben. Frau Zakrefzanka ließ ein kurzes Lachen hören, das sie in einen dünnen Husten verwandelte. Graf Thaddäus warf seinem Neffen einen dankbaren Blick zu. Das Wort war ein Wunder in dem Munde des hochmüthigen, strengen, verachtenden Philipp! Nur Geneviève blieb unbeweglich am Tische lehnen, mit den gekreuzten Armen, den Blick auf Wanda gerichtet.

„Ich bitte Sie,“ wiederholte Graf Philipp jetzt deutlich.

„Sie — Sie bitten mich!“ rief Wanda in einem unbeschreiblichen Tone. War es Spott oder Erstaunen oder Entsetzen... Jedes der Drei konnte so athemlos schrill sein. Dann schwieg sie, und mit mühsamem Kampfe kam der allgewohnte, zögernde Troß über ihr Antlitz. Und sie neigte sich jäh über Graf Thaddäus herab. „Onkel! sagte sie hastig, rasch. Ich danke Dir. Aber soll ich es wiederholen, daß ich — den Lärm und den Tanz hasse? Ich darf zu Hause bleiben, ich weiß es. Und ich danke Dir — und Allen,“ fügte sie hinzu und richtete sich rasch athmend wieder auf, verbeugte sich und ging auf die Thür zu. Als sie an Frau Zakrefzanka vorbeikam, streckte die kleine gelbe Dame ihre beiden dünnen entblößten Arme nach ihr aus und sagte sie, und die dürr umfaltenen Lippen sangen: „O das böse Kind!“ Und sie küßte Wanda wirklich zum ersten Male. Da sie den Mund lange nicht von dem widerstrebenden Gesichte Wanda's abwandte, bekam Graf Philipp beinahe Angst, sie wolle ihr die Nase abbeißen.

Geneviève ließ langsam ihr Gesicht sinken.

Der Ball in Dobromil war sehr schön und animirt. Die blau-rauschende Geneviève, ihre lilarauschende, wellengeschaitelte Mutter, Graf Philipp und der Ueberflüssiggewordene führten in einer ungeheuren Kutsche dahin. Es ist ein wunderschönes Gefühl für ein Weib, auf einen Ball zu fahren. Das Ankleiden zu Hause ist ein Fest des Herzklopfens. Man ist da zornig, nervös, lachend, zankend, hoffnungsvoll, angstdurchzittert, lustig und verbrießlich. Man wird ganz wirr von dem Blitzen der Spiegel, dem Klammern, dem Duft der Taschentücher, dem Geruche des frischen Glashaushalts, den Neugierigkeiten der Köchinnen, die immer wissen, wer sein wird, und wie Jedermann sein wird, und endlich von dem ungeduldrigen Horchen nach dem Scharren der Pferde.

Es ist so schön, auf einen Ball zu fahren, durch eine schwarze, feuchte Nacht hindurch. Der Wagen holpert von dem holprigen Pflaster in einen holprigen, hellerleuchteten Thorweg hinein, dessen Steine von nassen Füßen ganz schwarz und naßglänzend geworden sind. Gassenbuben und arme Mädchen mit dicken Lidern über dem Kopfe warten da und zischeln und mustern die ankommenden Damengarderoben. Von der Treppe herab strömt Lichterglanz und die Anfangsmusik, und zwei Offiziere stürzen herab, um uns zu empfangen.

Man ist zu zeitig gewesen. Geneviève war so schön, wie sie noch nie gewesen war, als sie am Arme des Grafen Philipp die Treppe hinanschritt. Neben keinem anderen Manne wäre sie so schön erschienen. Ihr Haar ringelte sich rothgeputzt zwischen den blauen Schleifen und Wolken hinab, und ihr Gesicht, das sie halb hinter einem großen Beilschouquet barg, war wie ein transparentes Lächeln.

Es sind noch nicht viele Damen da. Offiziersgruppen in glänzender Paradeuniform stehen umher und Alle schauen zum Eingang. In der Thüre werden die Herrschaften vom Oberstleutnant und von zwei Offizieren des Comité empfangen. Die Spiegel ringsum strahlen viele, viele Lichter wieder, die Musik spielt schon, obwohl noch nicht getanzt wird, man sieht sich in dem gebohnten Boden, wie man auf einen der rothen Divans zuschreitet. Eine, zwei Freundsinnen — die Gräfinnen Komarski und die Prinzessin des Herrn Tarnowiecki — sind schon da. Man steht bald in einer großen Gruppe am Divan. Die Damen scheinen gar nicht die gegenseitigen Toiletten zu mustern und schreien nur zärtlich durcheinander und sind froh, nicht „gleich angezogen zu sein“. Dazwischenhinein bewegen sich die Offiziere; ihre Haare glänzen von duftender Pomade, und sie riechen nach weißen norwegischen Handschuhen und sind alle voll Goldschmüre und Schönheit. — Es ist ein wunderliches Gefühl für ein Weib, auf einem Balle zu sein. Geneviève war blendend schön, wie in ihrem Leben nicht, und froh und lustig und ausgelassen und geistvoll wie noch nie. Und sie tanzte mit Allen, aber am meisten mit Graf Philipp.

So oft ihre Mutter, die mit den alten Gräfinnen Sabasza aus Kladno und Marzhoska aus Pirza und dem alten Ritter von Podagracki aus Klemesów flirtschte, auf sie schaute, sah sie sie lächeln.

Man fuhr endlich gegen Morgen nach Hause. Genia begleitete ihre Mutter nach ihren Zimmern. Poluscha hatte verschlafen die Lichter angezündet, aber das Tagesgrauen schlich sich schon leise zwischen den Vorhängen herein. Frau Zakrefzanka fragte: „Nun? Du warst die Ballkönigin und hast Dich selber übertroffen, Genia!“

Geneviève lachte noch zum letzten Male, schüttelte die aufgelösten Haare über den Nacken zurück, von dem der Mantel geglitten war, und sank dann häßlich, altaussehend und matt zum Sterben in einen Fauteuil. „Sie muß fort, Mutter. In acht Tagen längstens. Aber ich weiß, es ist Alles verloren, verloren! Er hat dort an sie gedacht!“

Die nächsten Tage waren schön, sonnig, das Gras war wie transparent, die Bäume schattierten sich vom leichtesten Smaragd bis zum dunklen Fichtengrün, und die Ferne war von bläulichen Sonnenschleieren umzogen. Im Schlosse nahm äußerlich Alles seinen gewöhnlichen Gang, und an fond war doch jedes Gemüth daselbst geändert, gespannt, verwirrt, intriguirend oder auf der Hut. Frau Zakrefzanka fing ihre Liebe zu Wanda an. Sie fand plötzlich, daß dieselbe ein wunderliebes Ding sei. Daß sie herrlich stide, daß sie ein wahrer Schatz sei. Daß sie sympathische Augen habe. Kurz, daß man sich gar nicht von ihr trennen könne. Und sie war daher stets an ihrer Seite. Sie rief sie in ihre Zimmer und zwang sie, ihr beim Sticken beifällig zu sein, sie bat sie, mit ihr die Anhöhe hinab spazieren zu gehen; kurz, sie liebte sie zärtlich. Einmal, als der Bediente wie alltäglich um 9 Uhr früh mit der briefgefüllten Ledertasche vom Postamt in Janów herüberkam, erhielt Frau Zakrefzanka einen Brief aus Radom, worin ihr (wie sie sagte) gemeldet wurde, ihr Verwalter verlange dringend ihren tagelangen Aufenthalt daselbst, und sie werde sich wohl entschließen müssen. Aber nicht ohne Wanda. Und Thaddäus müsse Wanda für ein paar Tage loslassen...! Die alte Dame übertrieb geradezu ihre Liebe. Aber sie griff Alles so energisch an!... Was Thaddäus betrifft, so wurde er von Tag zu Tag schwächer, und wollte daher Nichts davon wissen, Wanda auch nur stundenlang aus dem Schlosse zu lassen. Er war wirklich sehr hinfällig. Wenn er früher allwöchentlich einmal das par-force-Pulver des Pariser Arztes gebraucht hatte, so gebrauchte er es jetzt täglich. Aber er erschien auch täglich wie sonst im Dinerzimmer, und war so ermattet-heiter wie sonst.

Geneviève war in diesen Tagen noch lauter, froher, als sonst. Sie tanzte förmlich den ganzen Tag. Sie war versessen auf das „Spielen“ und ließ den Ueberflüssiggewordenen und Graf Philipp die ganzen Sommertage über nicht aus: bald sang sie und bald wollte sie Haschemännchen spielen. Ihre Kleider flatterten stets wie leichte Sommervolken über den Rajen hin. Ihre beiden lebenswürdigen Kinder hatte sie zu einer benachbarten Gutsbesitzerfamilie gegeben, welche ebenfalls Kinder hatte. „Denn sie langweilen sich miteinander da,“ hatte sie gesagt. „Und sie schreien die Liebe entsetzlich ab, Maman,“ fügte sie in vertraulichen Abendstunden zu Frau Zakrefzanka hinzu.

Auch Wanda und Graf Philipp waren anders, nicht in ihrem gewöhnlichen Wesen, aber in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Wanda wich dem Grafen aus, sie floh ihn mit einer seltsamen Scheu. Es lag etwas wie eine Angst darin, wie sie ihm aus dem Wege ging, wo immer sie fürchten konnte, allein zu sein mit ihm. Es war dies früher wohl auch geschehen, denn sie hatte ihn immer gehaßt, wie er sie misachtete... aber damals hatte sie sich ruhig, trotzig von ihm weggewendet und hatte ihn gemieden. Jetzt aber machte sie sogar einen Weg zurück, wenn sie ihn von ferne in einem Gange auf sich zukommen sah. Und das geschah oft, denn Graf Philipp suchte sie.

Einmal ging er in den Garten hinab in jener thaukalten Frühstunde, wo sie mit dem Gärtnern im Gewächshause die jungen Pflanzen zu besichtigen und die Wärme desselben zu prüfen pflegte. Wanda stand im Glashaufe neben dem grünen Rachelosen und besah ein kleines, armes, junges, zartes Zichorienpflänzchen, als sie durch die geöffnete Fensterwand Schritte auf dem Sande knirschen hörte. Wie sie aufschah und über den Haselstauben der Avenue das goldene Haar des Grafen Philipp erkannte, ließ sie furchtbar wie ein Reh, das ein Reh über seinen Horizont gebreitet sieht, so rasch zur Thüre des Glashauses hinaus, daß ihr Kleid zwei arme Blumentöpfe hinabwarf, und eilte mit einem eiligen Gruße an dem Nahenden vorbei.

„Wohin laufen Sie so, Fräulein Wanda?“ sagte er.

Sie antwortete nicht, so weit war sie schon.

Wieder einmal sah sie Abends auf einem Bänkehen an der Straße, vor einem der vielen Gartengitter, deren Pfeiler mit alten, grauen, verwitterten Sandstein-Säulenbüsten geziert waren. Er kam auf dem Rajen des Gartens so leise auf das Gitter zu, daß er hätte die Hand durch dasselbe stecken und ihre Schulter berühren können. Er grüßte sie laut. Sie fuhr jäh in die Höhe, einen Augenblick sehr bleich, und dann langsam wieder ruhig werdend. „Guten Abend, sagte sie dann mit ihrer gewöhnlichen Stimme, es ist gut, daß Sie mich aus meiner Lectüre gewekt haben, Graf Philipp, ich hätte sonst ganz vergessen, daß es Zeit ist, Befehle zu geben.“ — Und sie grüßte, trat durch das Gitter und ging langsam, aber unausbalancirt an ihm vorüber gegen das Schloß. Schon zwei Minuten später sah Geneviève in einem rothen Schawl auf der Stelle, wo Wanda gesessen hatte, und Graf Philipp neben ihr, während der Ueberflüssiggewordene unter den Linden drüben mit Wasser auf Vögel schoß, und Frau Zakrefzanka an irgend einem Fenster den ganzen Garten ausspionirte.

VI.

An einem Tage, als es trüber wurde und dunkler, aber noch sonnenbeglänzte Wolken sich am Firmamente zusammenzogen, und ein lauer Wind an den Büschen zerrte, sah Wanda in dem Zimmer, wo das Diner stattgefunden hatte, an einem der Fenster und bestierte eine Stidererei der alten Gräfin aus. Denn die beifällige, kleine gelbe Dame pflegte in ihren Rosen große Lücken zu lassen und ihre Blätter gern um fünf, sechs große Stiche zu lang oder zu breit zu formen; und sie konnte das mit gutem Gewissen, denn „ihr Engel, ihr Liebling, ihre Wanda würde ihr die kleinen Unachtsamkeiten wohl verschwinden machen, nicht wahr?“ Neben Wanda stand am Fenster Geneviève nichtsthuend und schaute in die Wolken hinauf, die sich immer dichter zusammenballten und die Sonne immer dunkler überdeckten und sie von der erschreckten, fröstelnden Erde trennten. Geneviève trug seit drei Tagen einen grünen Schawl anstatt ihres beliebten rothen, er machte sie weniger auffallend, und sie konnte unbemerkt hinter Gebüschen hervortreten, Gespräche belauschen und im Abenddunkel in den Gängen spioniren. Sie hatte viel von ihrer Mutter, die gute, schöne Für-

stin Kurzoff, in dieser letzten Zeit. Auch das, daß sie Wanda sehr liebte.

„Es wird gleich Regen kommen, sagte sie. Wie schnell es dunkler und dunkler wird! Sie fürchten sich nicht vor einem starken Regen, Wanda?“

Wanda schaute von einer schiefen Rose auf, die sie zertrennte. „Fürchten? Weshalb?“

„Mein Gott, das Geräusch, das unheimliche Dunkel dabei. Sie müssen Nerven von Eisen haben, liebe Wanda!“ flugte Geneviève.

„In der That, ich fürchte mich nicht bald,“ sagte Wanda.

„Auch vor Donner nicht?“

„Auch vor Donner nicht.“

Sie sind ein lieber kleiner Held! scherzte Geneviève mit ängstlich großen Augen. Aber da sehen Sie, der Wind wird immer stärker, und es wird schon ganz regenförmig, und, o Gott, das wird ein Orkan!! Wie können Sie noch arbeiten? Sie sehen ja Nichts mehr!... Und am Fenster sitzen zu bleiben! Sie können Sie nur das? Wenn es blüht! Und sie eilte in die Mitte des Zimmers zurück und hüllte sich kindisch-furchtbar in ihren Schawl, und war so schön und natürlich dabei. „O, ich laufe zu Maman oder zu Onkel Thaddäus und suche Philipp und Duba... wo die nur stecken! Sie können doch nicht aus sein, wenn ein Wetter kommt! Gehen Sie vom Fenster weg, Wanda!“ Und die liebliche junge Frau lief zur Thüre hinaus und die nächste, ganz regenförmige Treppe hinauf, die zu den Zimmern des Onkels Thaddäus führte. Sie glaubte, daß dort sich Alle sammeln würden. Als sie aber um die Stiegenende in der höheren Etage oben biegen wollte, hörte sie in dem Corridor unten, den sie eben verlassen hatte, Schritte. Sie hielt an. Die Schritte unten kamen näher. Sie beugte sich um die Ecke zurück und strengte ihre Augen an und schaute durch die Dämmerung hinab, die der jetzt losbrechende Regen machte. Da unten ging Graf Philipp vorbei und trat in die Thüre, aus der sie selber eben getreten war. In diesem Zimmer war Wanda. Geneviève wurde sehr blaß, und der grüne Schawl glitt ihr beinahe von den Schultern. Sie blieb wie gebannt an der Treppe oben stehen. Dann dachte sie, daß Graf Philipp wohl sie oder die Andern suche, daß er, wenn er Wanda allein finde, umkehren und heraufkommen werde. Und sie wartete und horchte. Der Regen strömte jetzt rasselnd auf das Dach des Schlosses und rieselte rauchend an den Mauern desselben nieder, und es war beinahe finster auf der Treppe. Aber Philipp kam nicht zurück aus den Zimmern. Der Regen nahm ab und verstärkte sich wieder, und der Wind fing endlich an, die Wolken zu einer undurchdringlichen schwarzen Kugel zusammenzuballen.

Aber Geneviève wartete noch immer. Sie fürchtete sich nicht mehr vor dem Regen.

Endlich wurde es ihr zu lang. Alle ihre Nerven waren in fieberhafter Spannung: Sie hielt es nicht mehr aus. Sie slog die Treppe hinauf, zu den Zimmern des Grafen Thaddäus. Dort stürzte sie ins Vorzimmer, daß Jendryk, der an einem Fenster desselben dem Orkan zusah, in dem Dämmern beinahe meinte, der Sturm habe einen grünen Busch aus dem Garten heraufgewirbelt. Sie erfuhr, daß ihre Mutter und der Lieutenant bei dem „gnädigen Grafen“ drin waren. Sie trat nicht ein, sie ließ ihre Mutter herausbitten und sprach leise und eifrig mit ihr. Dann gingen die beiden Frauen die feuchtdüstere Treppe hinab und traten in die Thüre, in welcher Graf Philipp verschwunden war. Sie kamen in das große Vorzimmer, welches nach drei Seiten hin sich in drei Zimmerreihen fortsetzte. In der Zimmerreihe geradeaus war Wanda. Und dort hörten sie mattes Summengetöse durch die zugemachte Thüre. Sie gingen nicht darauf zu, sondern durch eine der Seitenthüren in eine der Zimmerreihen, die durch eine Schwelbe zu der mittleren Enfilade abbeugte. Und bald standen sie an einer mit Musseln verhängten Glashür, an der eine, zwei Scheiben fehlen mochten. Denn sie hörten die Stimmen deutlich, trotz des Regens, der draußen in wüthenden Strömen vom Himmel goß. Frau Zakrefzanka zog den straffangespannten Vorhang ein klein wenig bei Seite. Und nun sahen sie auch in der Dämmerung des Tafelzimmers die Gestalten der Sprechenden.

Graf Philipp hatte an dem Tischchen gesessen, wo Wanda gearbeitet. Sie hatten wohl ein langes, gezwungen gewöhnliches Gespräch geführt, das unter dem Stürmen des Regens, dem Zürnen des Windes und dem Dämmern der Sturmesdunkelheit langsam auf die Höhe der wahren Seelenstimmung gestiegen war.

Jetzt stand Graf Philipp aufrecht an dem Tische, und seine Hand lag auf dem Arme Wanda's, die sich ebenfalls erhoben hatte. Die beiden Gesichter schauten selten blaß und blutlos in dem Wetterteint des Augenblicks, und ihr dunkles Profil zeichnete sich scharf von dem weißlichen, von schwarzen Massen durchwogenen Himmel draußen ab.

„Nein. Und ist es mir endlich einmal gelungen, Fräulein Wanda, Sie hier festzuhalten durch den Zwang eines banalen Gesprächs, so sollen Sie diese Stelle, dieses Zimmer nicht verlassen, ohne mir Rede gestanden zu haben. Wer weiß, wann ich Sie wieder in meine Gewalt bekomme.“

„In Ihre Gewalt!“ sagte sie mit zorniger Verachtung und lachte auf.

„Ja. In meine Gewalt. Denn Sie können nicht so unartig sein, mich jetzt, hier, ohne Rede und Antwort zu lassen, wenn ich dieselbe fordere.“

„Fordern! Und hätten Sie wirklich das Recht, Etwas zu fordern, Herr Graf?“ sagte sie kalt und machte einen Versuch, an ihm vorbeizukommen.

„D nennen Sie mich nicht so! Sie wissen, daß Sie mir verwandt sind, daß wir einander nahesteht; sträuben Sie sich nicht dagegen, Wanda, und erinnern Sie sich daran. Ich möchte gut mit Ihnen reden.“

„Und wann haben Sie sich daran erinnert, daß das Bettelkind Ihnen verwandt ist und Ihnen nahesteht?“ sagte sie wieder mit dem schrecklich kalten Tone, der wie Stahl anmuthete.

„Lassen Sie mich jetzt meine Thorheit, meinen Unverstand von einst nicht entgelten, Wanda! sagte er, stolz vor ihr stehend, aber mit weicher Mannesstimme. Ich war ein Kind, ein verzogenes, hochmüthiges Kind, und Sie waren ein trostiges. Ich bin ein Mann geworden und habe Ihren Werth erkannt. Ich achte Sie, und Sie dürfen mir nicht zürnen und müssen mir vergeben. Schon seit vielen, vielen Tagen möchte ich, daß die Nebel zwischen uns sich zertheilen, will es ehrlich und echt. Denn ich bin Ihnen gut, Wanda, und möchte Ihnen ein Bruder werden und bei Ihnen sein und Ihnen helfen in Allem und Sie beschützen gegen alles Raube, was sich Ihnen hier nahen mag.“

Wanda machte jetzt eine so heftige Bewegung, daß sie an ihm vorbeifam. Aber er hielt sie mit einer noch rascheren Bewegung wieder fest.

Ihr Antlitz war voll von einem seltsamen Zorn, voll wie von einem zuckenden, sonderbaren Hasse, und sie rief wild und mit schriller Stimme: „Mir helfen! Mich schützen! Ich will nicht! Hören Sie? Ich will nicht, daß Sie so freundlich thun und mir Gutes wollen! Ich will es nicht! Denn ich hasse Sie...!“

„Hassen! — Wanda!...“

Sie athmete schwer und wortlos. Und ihr Antlitz sank in ihre Hände. Dann raffte sie sich wieder in die Höhe. „Hassen, ja, bitter, tief! sagte sie mühsam und heiser. Was haben Sie mir alles gethan, Philipp Rutnick! Sie haben mich verfolgt, als Sie noch ein Knabe waren, und ich noch ein Kind und mich nicht wehren konnte. Sie haben mich verklagt, wo Sie konnten, und freuten sich, wenn ich gestraft wurde. Sie haben mich täglich im kindischen Hochmuth zugerufen, daß ich eine Last sei und ein Eindringling und nicht hierher gehöre, und Sie haben Genia angeflist, mir weh zu thun, und wollten mich nie mit spielen lassen, wenn Alle lustig waren. Das wächst mit dem Kinde, Herr Graf, und jetzt ist es mir in Fleisch und Blut übergegangen. Ich hasse Sie!“

„Hassen! wiederholte er, und seine Stimme schmolz, so stolz und aufrecht er auch vor ihr stand, und seine Hände preßten die eigene Brust. Hassen! Und ich möchte Sie so lieb haben, Wanda!“

Sie zuckte auf und zitterte am ganzen Körper. „Lieb haben! athmete sie zornig und ängstlich. Um mich zu verspotten vielleicht? Zu verhöhnen? Sie wollen einen Scherz mit mir treiben, vielleicht, um endlich all Ihrem Widerwillen die Krone aufzusetzen und mich zu beschimpfen. . .?“ Sie rief das wild und höhlich heraus. Ach, und sie wußte, daß das nicht der Fall war. Sie wußte, daß der Mann da vor ihr ein echter, edler Mensch geworden war, und daß er wahr und treu und ehrlich sprach!

Und er lächelte unbeschreiblich und wurde tief ruhig. „Sie verhöhnen, Sie verspotten! sagte er. Sie beschimpfen! Nein, Wanda. Das könnte nur ein herzschönes Weib von einem Manne glauben, der umgekehrt ist und um Vergebung bittet. Und Sie sind nicht böse, so sehr Sie sich auch so stellen mögen. Ich achte Sie tief und bereue meine blinde Knabenzeit, wenn man überhaupt eine Zeit bereuen kann, die man unwissend und verschoben und vom ersten Lebenshauche an verpfuscht gelebt hat. Und ich habe Sie gebeten, mir zu verzeihen. Thun Sie das?“

Sie athmete noch immer tief. Aber auch über sie kam langsam eine Ruhe, wie der Wind über dem Wasser trübend verjüngt. Sie schwieg. Dann sagte sie mit veränderter, harter Stimme kurz: „Vergeben? Ja. Ich vergebe Ihnen, Herr Graf. Und jetzt lassen Sie mich gehen.“

„Nein, o nein, nicht so, Wanda. Sie müssen mir auch erlauben, daß ich Ihnen ein Freund sein darf, daß ich an Ihrer Seite stehen darf, daß ich dieses schwache Geschöpf da, das so thöricht thun kann, beschützen darf, wo das Leben es noch einmal rauch umbrausen sollte. Sehen Sie das arme Gebüß da draußen, wie es gepeitscht und hin- und hergezerrt wird von Sturm und Regen. Es ist auch trotzig und freisch und wehrt sich. Und so ist das Weib. Das stärkste, das stolze, es fühlt Schmerz und Einsamkeit und Lieblosigkeit. Und das sollen Sie nicht mehr hier. Ich will es nicht. Wollen Sie nicht miß werden und freundlich, böses Kind, und wollen Sie nicht, daß Andere miß und freundlich sind mit Ihnen? Sie müssen mir erlauben, Ihr Freund zu sein, Wanda.“

Er reichte ihr seine Hand, aber sie riß die ihrige von ihm fort, als sei er vergiftet. „Warum sind Sie hergekommen! sagte sie wieder wie im Fieber, klagend und wie anklagend. Was kommen Sie und sprechen so zu mir! Was treten Sie in mein Leben und wollen mir meine Seele umkehren! Lassen Sie mich! . . . Weshalb thun Sie das alles?“ Und sie zitterte wieder und senkte ihr Gesicht.

„Weil ich Sie liebe, Wanda!“ sagte er ernst, sanft, und der schöne, stolze Mann neigte selber wie beschämt das Haupt, und es schimmerte wie Thränen in seiner Stimme.

Jetzt war sie wieder wie immer. Das war ihr altes Gesicht, ihr alter Ton, ihre alte schrofte Geberde, nur wie vertieft und gestärkt von dem wahn sinnigen sonderbaren Hasse, oder wie man das Gefühl nennen konnte, das sie schon einmal in dieser Stunde ergriffen hatte.

„Kein Wort mehr! rief sie mit der herben Stimme, die sich so mühsam aus dem Herzen quälte. Kein Wort mehr! Ich Cure Freundin sein, freundlich sein zu Euch! Mit Euch sprechen und Euren Schutz nehmen! Ich kann nicht! Ich darf nicht! Philipp Rutnick, ich verbiete Euch, jemals mehr ein sanftes Wort zu mir zu sprechen, ein Wort der Freundschaft, der Neigung oder des Mitleids! Ich verbiete es Euch, hört Ihr? Oder ich thue Euch und mir ein Leides!! Und wenn Ihr mich liebtet zum Wahnsinn und Euer Leben daran hinge, und wenn ich Euch liebte zum Wahnsinn und mein Leben daran hinge, und die ganze Welt und unser eigenes Herz uns zusammenfügen wollten, so könnte es nicht sein. . . Ach! Um Gotteswillen, sagt mir nie, daß ich Euch freundlich und sanft sein soll: ich kann nicht! hört Ihr? Ich kann nicht!!!“

So rief sie außer sich und stürzte an ihm vorbei und war verschwunden. [2387]

(Schluß folgt.)

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid mit Doppelrock aus Popeline in zwei Niancen Braun. Der untere hellere Rock ist mit einem Volant, mit mehreren Reihen abgerundeter Stoffpatten und mit braunen Atlasblenden verziert. Der obere in Vogen gefasste Rock und die Taille sind aus dem dunkleren Stoff, ebenfalls mit gleichfarbigen Stoffpatten und Atlasblenden, außerdem mit Büschelfranze und einer Schärpe aus Atlasfingern garnirt. Runder Hut von dunkelbraunem Stroh. Hellbrauner Sonnenschirm.

Figur 2. Kleid mit Doppelrock und langem Schoof aus pensee Wollenreps, der untere Rock ist mit drei breiteren und zwei schmaleren Friuren desselben Stoffes besetzt, der obere Rock mit einer großen Rosette gefasst. Schoof und Taille garniren Schlingen und Blenden von pensee satin-coton. Die Schärpe begrenzen pensee Seidenfransen. Hut aus pensee Crêpe.

Figur 3. Kleid aus dunkelgrünem Taffet, mit einem breiten Volant garnirt, welcher am oberen Rande mit einer Puffe und einem in Rosentollen arrangirten „Kopf“ begrenzt ist. Anschließender Paletot aus schwarzem Grosgrain, an den Seiten gefasst, vorn lange Schärpe bildend, mit Garnitur aus Plüschstreifen und Rosetten desselben Stoffes, Büschelfranze und Atlasblenden. Hut aus schwarzen Spitzen. Grüner Sonnenschirm.

Figur 4. Kleid mit Doppelrock und langem Schoof aus pensee Wollenreps, der untere Rock ist mit drei breiteren und zwei schmaleren Friuren desselben Stoffes besetzt, der obere Rock mit einer großen Rosette gefasst. Schoof und Taille garniren Schlingen und Blenden von pensee satin-coton. Die Schärpe begrenzen pensee Seidenfransen. Hut aus pensee Crêpe.

Figur 5. Hüpon aus blau und schwarz gestreiftem Taffet, mit breitem gefasstem Volant begrenzt. Kurzer „à panier“ arrangirter Rock und hohe Taille aus blau und schwarzem Taffet (changeant), mit einer Friur aus gleichem Stoffe, Schrägstreifen, Rosetten und einer Schärpe aus gleichfarbigem Atlas garnirt. Runder Hut aus schwarzem Stroh. [20,961]

Eine talmudische Legende.

Vor langer, langer Zeit lebte in Alexandrien ein frommer Jude, Namens Micanor. Vom Vater war er schon in den Knabenjahren nach Egypten genommen worden, aber seine erste Kinderzeit hatte er in der heiligen Stadt verlebt, in Jerusalem.

Inmitten der üppigen Egypter wuchs er in fleckenloser Unschuld auf, unter den Götzendienern bewahrte er dem Einen Gott seiner Väter die Treue, und obwohl ihn Sorgen und Geschäfte die ganze Zeit über in Alexandrien hielten, war sein Herz doch in Jerusalem. Wenn das Tageslicht schwand, und Dämmerung das grelle Weiß der Mauern milberte, die farbigen Laternen vor den Baarenlagern ausgeleuchtet, und diese verschlossen wurden, begab sich Micanor auf das flache Dach seines Hauses, wo zwei Orangenbäume in Köpfen wuchsen, und kniete zwischen den beiden Bäumen nieder, gegen Zion gekehrt, und blieb lange so, verfunken in Gebet und Betrachtung. Oft, während er also auf den Knien lag, tauchte der Mond aus der schwarzen Meeresfluth, und ein breiter Silberstrahl lag dann auf der gekrümmten Fläche, der Micanor wie ein Lichtpfad von ihm zum Vaterland erschien.

Es gibt Neigungen und Leidenschaften, welche, heiß in der Jugend, im Alter erlöschen, und hinwieder gibt es Leidenschaften, welche in der Jugendzeit wenig beachtet, im Mannesalter vom Ehrgeiz eingewiegt, aber im Alter, wenn das Gold so mancher anderen Träume verläßt, doppelt mächtig werden.

Solch eine Leidenschaft war Micanor's Sehnsucht nach dem Tempel von Jerusalem. Er hatte als Kind ihn lieben gelernt, und wenn die Mühen und Sorgen des Mannes diese Liebe auch in den Hintergrund drängten, so erwachte sie um heißer, als er zu altern begann, und zuletzt erfüllte jene Leidenschaft ganz sein Herz.

Micanor hatte sich durch Fleiß und Umsicht in Alexandrien ein kleines Vermögen erworben, und als er seinen Gewinn überschlug, fand er ihn bedeutend. Er besaß weder Weib, noch Kind, noch Verwandte in Alexandria, so daß er den ganzen Schatz von Zärtlichkeit, den sein Herz barg, Einem widmen konnte, und dies Eine war der Tempel in Jerusalem. So beschloß er denn, sein Vermögen an die Verschönerung des Tempels zu wenden, welcher von Nehemias und Ezra errichtet worden, aber damals noch nicht so prunkvoll wie in den Tagen Salomon's war. Micanor wollte nach Jerusalem zurückkehren, damit seine Gebeine einst in heimatlicher Erde, im Grabe seiner Väter Ruhe fanden.

In dieser Absicht gab er einem geschickten Bildhauer den Auftrag, mit allem Fleiß und aller Kunst zwei Thüren für den Tempel zu fertigen. Eichen und Granatäpfel, Engel und Palmen waren ihnen eingravirt, und mit getriebenem Kupfer waren sie besetzt.

Als die Thüren fertig waren, begab sich Micanor mit ihnen und seiner übrigen Habe an Bord eines Schiffes, das nach Joppe fuhr.

Das Boot glitt aus dem Hafen, einer fliehenden Seemöve gleich, und die weißen Segel blähte ein leichter West. Die Wellen klangelten am Bug empor und leckten lieblosend die Seiten des Schiffes, hinter ihm her zog sich ein lichter Streif im tiefen Blau der See, wie der Schweif eines Kometen. Micanor stand am Deck neben seinen Tempeltüren und ließ die Lüfte mit seinen Silberlocken spielen. Seine blassen Wangen färbte die Freude, denn heimwärts ging die Fahrt, nach dem theuren Jerusalem.

Die untergehende Sonne tauchte in ein Gewölk kupferfarbiger Dünste. Das Meer hob hoch seine schwarze Brust, als athme es schwer im Schlaf. Grünliches Phosphorlicht entzündete sich auf den Wellen, und das Schiff hinterließ eine leuchtende Spur. Eine dünne Dunsficht überzog den Himmel; eine Welle noch blühten die Sterne hindurch und grüßten aus den Wellen, aber bald legte eine dunkle Woge darüber hin und löschte sie aus. Der Capitain sah mit finsterner Miene auf diese Anzeichen und befahl, die Segel einzuziehen.

Micanor hörte ein Wehklagen im Tauwerk, ein Wispern und Pfeifen um den Mast, und der Wind peitschte seine Wangen und zerzauste sein Haar. Im Westen, wo das Licht hinschwand, ein silberglühender Gürtel, sah er die Wogen sich erheben und ihre Häupter schütteln, sah ihre Kronen niederrollen und im Schaum verschwinden. Wenige Minuten später stürzte sich der Sturm, mit dem Gebrüll eines Löwen, der seine Beute erfaßt, auf das Schiff und blies es vor sich her über die Tiefen wie ein welkes Blatt. Micanor blieb bei seinen Thüren. Von Zeit zu Zeit schlug die See über das Deck und durchnässte ihn bis auf die Haut. Jetzt kletterte das Boot einen Berg schäumenden Wassers empor, tanzte einen Augenblick lang auf dem Wellenkamm und tauchte dann in den gähnenden Schlund hinab.

Die Befehle des Capitains wurden von Wind und Wogen überdonnert. Eine Welle legte das Schiff auf die Seite; zwar richtete es sich mit einem Ruck wieder empor, aber dabei brach der Mast, und die Matrosen mußten ihn kappen.

Man begann die Schiffsladung über Bord zu werfen. Auch zu Micanor traten sie und forberten die Auslieferung seines Gepäcks.

Werft alle meine Teppiche und Stoffe in die Wellen, sagte er, aber schon diese Thore.

Ballen auf Ballen der köstlichsten Stoffe des Orients flogen in die See.

Aber eine neue Welle brach über das Schiff herein und füllte den Kielraum mit einer Sündfluth von Schaum.

Ueber Bord mit diesen wuchtigen Thüren, befahl der Capitain. Schon, schon dieses Eigen! flehte Micanor. Alles, was mein war, habe ich Euch überlassen; nehmt auch, was ich von Gold und Silber noch besitze, ich geb' es ohne Schmerzen hin, aber diese Thüren, welche ich Gott gewidmet, kann ich, will ich nicht untergehen lassen.

Aber was vermochte eines Mannes Bitte gegen die Tobesangst und Verzweiflung so vieler. Alter Mann, sagte der Schiffsherr, sich, wir wollen nur das eine Thor nehmen. Vielleicht beruhigt sich die See. Widerstehe nicht; wenn dein Gott nicht beide Thüren haben kann, mag er sich mit einer begnügen.

Und also geschah's; das eine der kupfergetriebenen Thore wurde ins Meer geworfen, während Micanor seine Augen schloß.

Aber der Sturm ließ nicht nach, und bald ertheilte der Capitain den Befehl, auch die zweite Thür über Bord zu schleudern.

Micanor hatte sich selbst auf das mächtige Thor gesetzt, das Antlitz in die Hände begräbend. Verzweiflungsvoll richtete er sich jetzt empor und sagte: Dann will ich mit über Bord.

Er hielt das Wort. Als die schwere Eichenmasse in die Fluth niederstürzte, sprang der alte Mann nach, schwang sich, mit der Kraft der Verzweiflung sich anklammernd, hinauf und tauchte dann auf der schwimmenden Thür, das Haupt zur Brust gesenkt, die Hände um die Kniee geschlungen, gleichgiltig gegen sein Loos.

Aber er ging nicht unter. Das große Thor trug wie ein Floß Micanor durch Sturm und Wogen, trug ihn rettend ans Gestade.

Als der Alte gewahrt wurde, daß sein Floß auf steinigem Grund stieß und unbeweglich blieb, dämmerte Hoffnung in ihm auf. Den Allmächtigen anrufend, kroch er an den Rand, tastete um sich und entdeckte, daß er auf festem Boden sich befand.

Allmählig lichtete sich das Dunkel. Eine schwarze Linie, welche im Osten sich zeigt, gewinnt bei der wachsenden Helle mehr und mehr Form, so daß Micanor sie zu seiner Befriedigung als Wald- und Höhenzüge erkennt. Auch der Sturm legt sich mit der Morgendämmerung. Langsam, wie aus Furcht vor dem Anblick der Verwüstung zögernd, verbreitet sich das Licht, und nun entdeckt Micanor fünf Palmen auf einem Hügel, kann, wie das Wasser mehr und mehr fällt, die Umrisse der Thür unterscheiden, an die er sich geschmiegt hatte, und zuletzt in einiger Entfernung eine dunkle Masse, die, ihm noch unerkennbar, im Sande ruht.

Lichter wird der Morgen, ein gelber Streifen leuchtet im Osten über dem palmenbekränzten Hügel. Und nun, mit Eins tritt die Sonne am Horizont hervor, und Micanor erhebt sich.

O Wunder! Vor ihm, gestrandet, liegt nicht nur die Thür, welche ihn getragen hatte, sondern auch, glänzend und unverfehrt, das zweite Thor.

Viele Jahrhunderte später beschloß König Herodes, den Tempel von Jerusalem umzubauen. Er ließ die alten Quadern durch neue von Marmor, das gewöhnliche Holz durch Cedernholz, Eisen durch Kupfer, Kupfer durch Silber, Silber durch Gold ersetzen. Sämmtliche Thüren sollten neuen, prächtigeren Platz machen. Als aber die Thore des Micanor ausgehoben werden sollten, gebot der Hohepriester Einhalt, trotzdem sie alt und morsch und unansehnlich geworden waren.

Last diese Thore, sprach er, welche Micanor Gott geweiht, und Gott dem Micanor bewahrt hat, ein Dentmal seiner Frömmigkeit bleiben für alle Zeiten.

Und so blieben diese alten Thüren, bis der Tempel zerstört wurde. [2408]

Der neueste Einblick in die Geheimnisse der Schöpfung.

Im vorigen Jahre haben wir unsern Leserinnen unter der Ueberschrift: „Die ersten Spatenstiche zu einer Eisenbahn in das Weltall“, eine gedrängte Kunde gegeben von der großen Entdeckung Bunzen's und Kirchhoff's, welche uns die stoffliche Untersuchung der fernsten Himmelskörper ermöglicht; wir wollen heute unseren Leserinnen den Beweis vorführen, wie unaufhaltsam die Wissenschaft fortschreitet auf der neu eröffneten Bahn, und wie sie Frage auf Frage löst, ein helles Licht da schaffend, wo vordem ein tiefes Dunkel jedes Eindringen in die Geheimnisse der Natur zu verbieten schien.

Wenn wir Nachts unser Auge emporheben zu dem gestirnten Himmel, so sehen wir neben den einzelnen hellen und weniger hell strahlenden Sternen einen weißen Gürtel, der in wellenförmigen Windungen den Himmelsdom durchzieht. Es ist dies die Milchstraße. Ein Jeder weiß, daß dieser Wolkenstreif Nichts anderes ist, als eine Anhäufung von sehr entfernten Sternen, deren Licht so schwach zu uns bringt, daß es nur wie ein weißer Schimmer erscheint, und die so dicht aneinander zu stehen scheinen, daß wir das Ganze als einen zusammenhängenden lichten Streifen sehen. Diese einzelnen Sterne lassen sich schon mit einem mäßig starken Fernrohr erkennen. Außer der Milchstraße aber sehen wir am Himmelsgewölbe noch hie und da lichte Wolken, welche wir vielleicht Anfangs für Erzeugnisse der Erdatmosphäre halten können, die sich aber bald durch ihr stetes Verharren an demselben Plage als kosmische Erscheinungen erkennen lassen. Betrachtet man diese Wolken durch ein stärkeres Fernrohr, so fallen sie wie die Milchstraße in einzelne Sterne auseinander, man sieht, daß diese Wolken sehr entfernte Sonnensysteme sind, genau so wie das unsrige, mit Centralsonne, Planeten, Monden u. s. f.

Diese Auflösung der Nebelflecke gelang zuerst vor achtzig Jahren dem berühmten Astronomen W. Herschel mit seinem neu konstruirten Riesenteleskop, welches an Lichtstärke und Deutlichkeit des Bildes alle damals existirenden Apparate zur Beobachtung des Himmels weit übertraf. Damit aber, daß man nun auch die als Nebel erscheinenden Sterngruppen in ihre einzelnen Sterne auflöste, war noch nicht viel gewonnen, denn indem das Teleskop Herschel's viele der bis dahin bekannten Nebelflecke als Sonnensysteme offenbarte, zeigte es wieder neue Nebelflecke, welche selbst durch ein so lichtstarkes Instrument sich nur als Nebelwolken zeigten. Natürlich lag die Vermuthung nahe, daß auch diese Nebelflecke Sonnensysteme wären, und als vor etwa fünfzehn Jahren Lord Rosse ein neues, das Herschel'sche Teleskop an Größe und Lichtstärke weit überragendes Teleskop bauen ließ, da lösten sich auch wirklich diese Nebel fast alle in einzelne Sonnensysteme auf. Aber neben ihnen erschienen neue Nebel, die uns das eben gelöste Räthsel wiederholten. Waren wirklich alle diese Nebelflecke Sonnensysteme, oder waren einzelne davon nur leuchtende Gase, die noch der Verdichtung zu festen Körpern harren? Mit den optischen Instrumenten schien sich jene Frage nicht beantworten zu lassen, denn man hat allerdings in den letzten Jahren noch größere Teleskope gebaut, als das Rosse'sche ist, aber nur, um immer wieder neue Nebel zu finden, über deren Beschaffenheit wir wiederum im Ungewissen sind. Es mag Manchem die Beantwortung dieser Frage sehr unwesentlich erscheinen, er mag sagen: die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die neu entdeckten Nebelflecke auch nur sehr entfernte Sonnensysteme sind, und dabei mag er sich beruhigen. Aber diese Anschauung ist nicht richtig, die Beantwortung dieser Frage schließt zugleich die Beantwortung einer andern hochwichtigen Frage ein, die Beantwortung nämlich der Frage: Ist das Weltensystem wie es jetzt existirt, eine abgeschlossene Schöpfung, oder wirkt die Kraft, welche diese Schöpfung hervorgerufen hat, noch immer fort, stets neue Sonnensysteme bildend? Diese Frage konnte man bis jetzt nicht beantworten, denn wer konnte sagen, daß das, was uns als leuchtender Nebel erscheint, nicht durch ein stärkeres Fernrohr, als die bisherigen, sich als ein fertiges Sonnensystem enthülle? Da traten die Forscher der Neuzeit mit dem Spectral-Apparat an die Frage heran, und sie fanden die Antwort. Sie sagten ganz einfach: Sind jene Nebelflecke Sonnensysteme, so müssen wir ein Spectrum gleicher Art erhalten, wie von den bekannten Sonnensystemen, d. h. ein helles Spectrum mit schwarzen Linien. Bestehen aber jene Nebelflecke nur aus glühenden Gasen, in welchen sich noch kein fester, leuchtender Kern verdichtet hat, so erhalten wir nur das Spectrum der glühenden Gasmasse, keine Umkehr desselben durch den Durchgang des Lichtes des verdichteten Kernes durch die leuchtende Gasatmosphäre, d. h. wir erhalten ein dunkles Spectrum mit hellen Linien. Und siehe da, die Antwort auf die so gestellte Frage blieb nicht aus. Eine große Anzahl jener kosmischen Nebel gab ein dunkles Spectrum mit hellen Linien; sie sind also noch einfache Anhäufungen glühender Gase, welche noch der Verdichtung harren.

Wann und in wie langer Zeit eine solche Verdrückung eintritt, das ist nicht zu sagen; wir müssen uns mit dem Resultat begnügen, welches durch die Constataion der Thatfache gewonnen ist, daß das Weltensystem keine abgeschlossene Schöpfung ist, sondern sich in fortwährender Entwicklung befindender Organismus. Wir meinen, die Beantwortung dieser Frage ist kein gering anzuschlagendes Zeugniß für die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes, welcher schrittweise eindringt in alle Geheimnisse der Natur.

[2414]

Dr. G. Lewinsein.

Das Buch der Kindheit.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!“

Wo anders ist Himmlisches und Irdisches so ineinander gewoben, in so räthselhafter Durchdringung gemischt, als im Kinde. Noch ungebrochen steht die Himmelsleiter im gottesspendenden Gemüth des Kindes, noch halten Himmel und Erde in diesem Heiligtume Zwiesprache und weben einen Paradiesstraum, den zwar die Sterilität des späteren Lebens mit Geröll überschütten kann, der aber wieder ausbleibt im Alter, wenn die müdegeheute Seele sich von der Lebensjagd wieder zurückdenkt an den heiligen, friedlichen Anfang des Daseins, auf daß sich Anfang und Ende in Einheit zur Vollendung des Lebensringes ineinander schließen!

Doch, gestehen wir es nur: Vornwärts heißt heute die Parole! Wer hat da in seinen politischen Sorgen, in seinen Alltagsgeschäften noch Zeit, oder wer fände es nur noch „logisch“, in einem nutzlosen, müßigen Zurückblicken auf die weit, weit hinten liegende Kindheit die Zeit zum rastlosen „Fortstreiten“ zu verschwenden? Wer mag sich noch bei dem überwundenen Standpunkt der Jugendzeit aufhalten, „wer läßt sich noch“ um Schiller's Ausdruck zu gebrauchen, „von seinen Vubenjahren losreißern?“

Nur der aus dem Gemüth herauslebende Mensch fühlt ein Bedürfnis und ist im Stande, sich wieder in seine Kindheit zu vertiefen. Aber der Profanist in den Massen, die Klage und Gemüthlosigkeit lassen eben nur noch selten in den Leuten den Wunsch aufkommen, sich von dem Welt- und Staatsverstande ein wenig zu erholen, lassen selten das Bedürfnis rege werden nach einem Punkt der Ruhe in dem rastlosen Vorwärts, um nur einige Augenblicke in den Mittelpunkt ihres natürlichen Daseins, in ihre Kindheit zurückzufallen. Es ist den Leuten vielmehr ein Stein vom Herzen, daß sie die Kindheit zugleich mit den kindereichen losgeworden sind, denn der Weltverstand hat beides von Anbeginn für gleichbedeutend erklärt. — Die Gegenwart will nur ihren Abgott, den Verstand, zur Rede gestellt wissen. Der Profanverstand ist aber immer die Seele, die im Kinde Gott und der Natur entgegensteht, die in Kindertäumen zwischen Himmel und Erde spielt und im selbstgeschaffenen Paradiese weilen darf. — Doch getrost! Der Profanverstand gebietet nicht über Alle als seine göttlichen Vasallen. Es gibt noch Prediger in der Wüste, und hören wir die Stimme eines solchen:

„O Kindheit, du Paradieszeit, du weilest und bleibst auf Erden, so lange es noch Kinderengel gibt und große Menschen, die ihrer Unschuld Schöne im Herzen bewahrt haben. Die Kinder! — mit den unsichtbaren Cherubim ihren himmlischen Geistes Einfall und Einbildungskraft unterhalten sie für ihre Eltern, ihre Lehrer und alle erwachsenen Menschen, denen die Engelsflügel ausgefallen sind, die Verbindung zwischen dem Oben und Unten, den Verkehr zwischen Ewigkeit und irdischer Zeit.“

„O Zeit von gestern und heute, ist dir die alte Zeit und Herrlichkeit eine Jabel, dünkt sie deinen lichttrunknen Blicken eine Mutter so dunkler Abkunft, daß sie von deiner Aufgeklärtheit, deinem Weltbürgerthum, deinem Vernunftschmerz in Wissen und Willen und in schöner Epigonenstamm verleugnet wird, so wisse, daß auch du nur eine Welle im Strom der Zeiten bist, die ins Meer der Ewigkeit rinnen!“

„O Menschenkind, gebente der Kindheit und der Väter Zeit, die deiner Kindheit Blüten zeitigte; beherzige sie, die heilige Zeit, bewege die Heimath, die Elternliebe, den Unschuldfrieden in der Seele von Sonst, daß aus den ältesten Herzenserinnerungen sich ein Gemüth erbaue und eine Ewigkeit in der Zeit, eine Gegenwart, die in die Menschenvergangeheit ihre Wurzeln treibt und in die Zukunft Gottes ihre Wipfel.“

„So eint ja der Baum die Elemente Himmels und der Erden; Staub und Aether mischen sich in seinem Saft, das Licht des Himmels und des Erdenchooses Nacht. Seine Wurzeln werden von denselben Wassern getränkt, welche aus den Wolken auf seine Zweige und Blätter herniederbauen. In der Erde um den Baumsamm hält der Wurm den Winter schlaf, und in den grünen Wipfeln nisten die Vögel des Himmels. Ueber der Krone verrinnen die Tages- und Jahreszeiten, verrauschen die Jahrzehnte und Jahrhunderte, fluthet ein Jahrtausend hinweg, wenn der Baum eine nordische Eiche ist. Und dennoch zählt auch die tausendjährige Eiche ein jegliches Jahr ihres Wachstums zu den anderen, und der jüngste, der letzte Jahresring schließt noch sichtbar den ersten ein; so gibt es ein derbes, ein eichenes Holz und einen eichenen Sarg in die Erde.“

„Auch im bloßen Nachhall ist die Kindheit ein Bad der Wiedergeburt, eine Erneuerung des poetischen und sittlichen Menschen zugleich. Wer die Kindheit im Herzen wiederholt und bewahrt, der befestigt und orientiert sich in der Grundbesse der Menschennatur, im irdischen und himmlischen Zeitalter seines Lebens.“

„O Menschheit, zeuge nicht wider deinen Ursprung, denn aller Anfang ist heilig und in Gott, heilig die Kinderzeit und heilig die Zeit unserer Väter!“

Der Mann, der also spricht, ist Bogumil Gols, und sein Buch, dem diese Worte entnommen sind, führt den Titel „Buch der Kindheit“. — Von demselben wird soeben die dritte Auflage vorbereitet, und wir möchten mit diesen Zeilen unsere geschätzten Leserinnen und Leser auf dieses einzigartige Buch aufmerksam machen. Ein einzigartiges Buch ist es, in der gesammten deutschen, englischen und französischen Literatur. Der Genius der Kindheit selbst hat es geschaffen und der Welt offenbaren lassen durch einen gewissen Verkleideter, „dessen Seele schmachtet nach dem Blumenduft der Kinderseelen, nach dem heilkräftigen Balsamharz der Frühlingstropfen der Kindheit.“

Bogumil Gols, als er zum ersten Mal sein Buch der Kindheit in die Welt hinausgeschickte, war bereits ein Vierziger, hatte Jahre lang nach Weisheit und Wahrheit geforscht in den Büchern der Wissenschaft und zu den Füßen berühmter Lehrer, hatte die Länder durchstreift vom wüstenhaften Rußland bis zum gluthionigen Egypten, und als er heimgekehrt war in seine nordische Heimath, da wußte er zuerst und zunächst der Welt von Nichts Besserm zu erzählen, als von der „himmlischen Oekonomie des Kinder-Daseins“, von der Kindheit, die er als einziges Paradies auf Erden entdeckt, deren Gedächtniß er unter fernen Menschen und Völkern treu ge-

hütet und als kostbarsten Schatz aus der Fremde mit in sein Daheim gebracht hatte.

Es war eine Zeit wilderregter, kriegerischer Leidenschaften, als das Buch zum ersten Mal erschien, so daß unter deren Tosen die Offenbarungen „kinderseliger Traumprophetie“ wenig Gehör fanden. Und so ist das „Buch der Kindheit“ verhältnißmäßig nur wenig bekannt, doch hochgeschätzt überall, wo es Aufnahme gefunden. Wir kennen gar Manche der kleinen, stillen Gemeinde, die dieses „Buch der Kindheit“ als ein weltliches Evangelium werth halten seit Jahren; Erzieher und Lehrer, die sich unter seiner Regide des profanen Schulstaubes erwehren, mit dem der Mechanismus des Unterrichts so leicht die frischen Quellen des Gemüthes trocken legt, — wir kennen junge Hausstände, in denen neben Rüdert's „Liebesfrühling“ das „Buch der Kindheit“ mit seinen goldenen Worten die jugendlichen Gatten die Seligkeit des Familienglücks dolmetschen und offenbaren lehrt.

[2409]

O. S.-r.

Aus dem Leben unseres Eichhörnchens.

Eine naturwissenschaftliche Schilderung von Karl Müller.

Der Schnee ist zerronnen, die Eisdecke geborsten und geschmolzen, aus der Erstarrung beginnt verjüngtes Leben sich zu erheben. Der Bach ist angeschwollen, der Hochwald braust und gährt, und trachend stürzen vor dem rüttelnden Südweststurm die dünnen Äste der alten Riesen zu Boden. Eilend ziehen die Wolken unter der steigenden Sonne des zu Ende sich neigenden Märzmonates, und drunten fahren ihre Schatten über Schluchten und Waldbesuppen. Die ziehenden Drosselarten erheben, zu Hunderten zusammengefaßt, an den geschützten Rändern der Waldwiesen auf Bäumen und Büschen ihr Gezitscher, aus dem sich der Ruf der Singdrossel melodisch heraushebt. Aufschend steht der seelenvolle Waldfreund, und was rüttelnd und schüttelnd, braufend und rufend, schäumend und schwellend die Natur um ihn her aus dem Schlummer weckt, das merkt er in hundertfachem Echo in den Tiefen des Gemüthes widerklingen. Auge und Ohr sind dem Schauspiel des schaffenden Verdens hingegeben, im Herzen spiegelt sich das Aufsehungsbild der Natur. Es wird Tag in der Schöpfung; der sonnige, duftende Lenz lauert hinter den Bergen, sein mächtiger Odem regt den Raum, das Gefühl seiner Nähe berührt die Höhen und Tiefen, die Erde und ihr Gestein, die Pflanze und das Thier. Der Pulsschlag der Natur wird erregt von dem Zauber der geheimnißvoll wirkenden Kraft, ihr Nerv erschüttert und zur Lebensfähigkeit gehoben.

Noch sind die Bäume kahl, und ihre nackten Wipfel werden gepeitscht von dem tausenden Winde. Noch hat sich unser empfindliches Eichhörnchen vor dem tobenenden Wetter in das warme, beschirmte Winterneft geschlüpft, und drinnen liegt es zusammengekrallt und läßt sich schaukeln wie ein verzogenes Kind und einwiegen in das Träumen von dem, der mit Macht zur Herrschaft heranzieht und auch seine Seele bereits in den Zauberkreis seines Wirkens gezogen hat. Und wie schön und solid gebaut ist diese Wiege. Der Boden, auf dem es schläft, ist geformt wie ein großes Vogelnest, drüber hin breitet sich ein kegelförmiges Dach aus. Nach unten gerichtet und dem Morgen zugekehrt ist der Haupteingang, nahe am Schaft des Baumes hat das fluge Thier für ein enges Fluchthoch gesorgt. Gewiß hat es sich nach beliebiger Art ein Eisternest ausgehöhlet und den Lehmbo den beselben noch mehr geglättet und zur Moospolsterung den Speichel verwendet. Die dickeren und dünneren, ineinander geschrankten Reiser der Wände hat es sich wahrscheinlich außer von Bäumen und dem Erdboden auch von den Nestern der Vögel herbeigeht. Wer nicht vertraut ist mit dem Leben dieses beweglichen, ewig heiteren Nagers, der ahnt nicht, daß in dem sturmgepeitschten Neste da droben auf der Fichte oder dort auf der Buche ein reizendes, allerliebste Naturkind schläft, das von Zeit zu Zeit erwacht und sein klugäugiges Köpfchen mit den aufrechtstehenden Büchelohren hervorstreckt und heraus, hinauf und hinab schaut. Nach wem? — Wer kann es ergründen? Vielleicht nach dem Wetter, vielleicht nach dem Weibchen, um das es gestern unter stillerem Himmel zärtlich zu werben begonnen, vielleicht auch nach den Nebenbuhlern, die ihm den Weg freuzten und jetzt wieder bei der Erinnerung die Kampfeslust in ihm wecken. Oder wer weiß, ob nicht der Hunger seine Abneigung gegen das „Unsißgehen“ zur Sturmeszeit bezieht hat, und sein Verlangen nicht nach dem Ästloch da drüben steht, in welchem noch ein Nest des Wintervorraths vorhanden ist? Verweisen wir noch ein wenig hier in gedeckter Stellung, um die Ursache seines Erscheinens zu erforschen. Die Heftigkeit des Sturmes hat nachgelassen, und der Märzwind blüht mit blauem Auge durch die Baumwipfel. Sieh da, das Eichhörnchen ist zur Hälfte hervorgekommen; mit gestreckten Vorderfüßen steht es in gebobener Stellung auf einem Äste, den das Nest begrenzt. Neugierlos bleibt es einige Sekunden stehen, dann schnell es durch einen kleinen Aufschwung den Hinterleib mit dem zweifelligen, behaarten, der neuzugigen Körperlänge fast gleichkommenden Schwanz hervor. Nun beginnt es sein Fußgeschäft. Die Hinterfüße ausgebreitet, den Schwanz im Bogen längs dem gekrümmten Rücken gehoben, den Vorderleib aufgerichtet, entwickelt es mit den Vorderfüßen eine Geschäftigkeit, welche an die brolligen Ästchen der zoologischen Gärten und der Menagerien erinnert. Von den Ohren bis zur Nase wird gewischt, gekämmt, gebürstet, gekratzt und geglättet. Die langen Finger mit den „Nägeln“ vertreten Kamm und Bürste, die Ballen seiner Pfoten den Striegel. Auch die Zunge übernimmt ihre Rolle und beleckt Brust, Beine und Pfoten. Das ist eine Rührigkeit und Geschmeidigkeit der Glieder, eine so anmuthige Komik in Haltung und Wesen, daß Einem das Herz im Leibe lacht, und man sich nicht satt sehen kann. Offenbar edler und schöner in Gestalt und Haltung erscheint es jetzt, wo es in gestrecktem Galopp über die Äste hinweg setzt, und Stämmen ersicht es, während es einen weiten Bogensprung nach unten ausführt, dessen Ziel uns erst bekannt wird, indem es einen Zweig des nächsten Baumes greift und durch eine schwungvolle Wendung in das Innere des Gehäuses vordringt. Weiter geht es auf und nieder, gerade aus und in kleinen Umwegen, unzweifelhaft einem bestimmten Plane gemäß. Scharf haben sich die Nägel in die Rinde ein, wenn es abwärts klettert oder in rutschenden Sägen klappernd aufwärts steigt. Fest tritt es mit den immer feuchten und deshalb haftenden Sohlen den Äst, von dem es weit wegspringen will, leicht fliegt es in hüpfendem Laufe dahin, wenn es gerade aus, der Länge nach die Richtung eines Ästes verfolgt. Plötzlich macht es Halt und richtet seine Aufmerksamkeit nach oben. Dort steht ein zweites Nest höher und lustiger noch, als das erste. Rasch steigt es empor und beschneppert mit dem Näschen die Wand des Nestes, dann guckt es hinein und verschwindet bis auf die Spitze des Schwanzes. Aber heftig prallt es zurück und nimmt eine äußerst gestreckte und gespannte Haltung an, wie des Nestes an. Zögernd und doch voll Feuer und Leben will es von Neuem einschließen, da fährt, prächtig anzusehen, ein zweites

Eichhörnchen aus dem Neste hinter ihm her und treibt es auf die äußersten Zweige zurück. Das erregte Paar hat das Spiel der Minne begonnen. Das Männchen naht und fliehet wieder, rennt und duckt sich nieder, schmeichelt und bringt ungeduldig und heftig auf das Weibchen ein, murrst und pfeift. Dieses wehrt ab und lockt wieder an, thut gleichgiltig und kokettirt dennoch im Bewußtsein seiner Reize, geht von den Neukerungen augenblicklicher Zornesaufwallung zu den Zeichen wiederkehrender guter Laune über. Das Springen und Jagen wird so heftig und scheinbar halbsprechend, daß es uns schwindelt, aber diese Baumbewohner sind auf den schwankendsten Zweigen daheim, wie wir auf dem festen Boden. Doch siehe, der Himmel verfinstert sich, und mächtiger zieht der Sturm heran. Das Eichhörnchen lauscht, ihm wird unheimlich, und schnell kehrt es unter sein Schutzdach zurück. Das Männchen will ihm nach — da kracht mahnend ein durrer Ast der nahe stehenden Eiche und scheucht es in das nächste Ästloch.

Wir stehen wieder im Walde. Der Sonnenlanz des Sommers liegt vergoldend auf den Baumwipfeln. Die erquickende Kühle des eintreffenden Abends weht uns an. Was mag aus dem munteren Eichhornpaare geworden sein? Hat der Edelmarde das Männchen oder das Weibchen erschlichen und im Sprung als der Verborgene gepackt? Oder hat er eine Todeshake auf die fliehenden unternommen und sich das Schwächere zum Opfer ersehen, das sich ihm nach verzweifelter Fluchterprobung und dem Verbrauch seiner Muskelkräfte endlich ergeben?

Ist ein besiedelter Räuber unter die selbstvergessenen glücklichen Kinder, schärfer und quälender, als Amors Pfeil, geflogen, und haben sich die Fänge in den Leib des sonst ihnen durch Ausweichen hinter Stamm und Ast entronnenen Thierchens eingegraben? Aber was schaut dort aus jener Höhle der alten Eiche, in welche am stürmischen Märztag vor zwei Monaten das alte Männchen schlüpfte? Ein Miniaturbild seiner selbst, ein munteres Echnchen oder Echnchen der im März noch im braunrothen Pelze die Mischung von Grauweiß tragenden Alten! Ganz das Kind seiner Eltern! Die Art des Unsißbleibens, Herausfahrens, Niedersinkens und Wachsens ist vollkommen die ihrige; sein Temperament, sein neugieriges Spiel mit den da und dort zum Vorschein kommenden Geschwistern — wie erinnert das an die Laune der liebenswürdigen Eltern. Seine „Männchen“, bei denen die weiche Unterleite vollkommen sichtbar wird, seine Kreuz- und Quersprünge, seine Geschäftigkeit bei der Behandlung eines Lederbissens, die Schnelligkeit, mit der es ihn hin und her wendet und umdreht, die Finger eben so emsig gebrauchend wie die spitzen Zähne, sein trotziges Aufstampfen, wenn die Geschwister es dabei necken und stören — auch diese Neukerungen des Humors und der jaugischen Laune zeigen uns, daß es ein Kind der Gegenwart und des Augenblicks ist. Nur tritt der Unterschied im Klettern gar deutlich zwischen ihm und den ins Spiel der Jugend eingreifenden Alten hervor. Diese bekunden ihre volle Meisterschaft, während die Kleinen noch vielfach unbeholfen sind. Aber in der Nachahmung blüht die Gewißheit durch, daß aus den lernbegierigen, aufgeräumten Schülern selbst bald Meister sich entwickeln. Werden die Jungen des späteren Wurfes mit ihnen nur erst vereinigt, dann treten die jetzt noch unfertigen Turner ganz anders auf. Bis dahin haben sich ihre Muskeln und Sehnen kräftiger entwickelt, und der Tummelplatz ihrer Spiele und Streifereien hat sich erweitert. Sie sind dann unter der Zeit der Trennung von den Eltern auf selbstständiges Handeln angewiesen; sie lernen die Schlupfwinkel und Nahrungsquellen genau kennen, mit einem Wort: sie orientieren sich. Zur Doppelfamilie vereinigt, geben alte und junge Eichhörnchen der Gegend entgegen. Es zeitigen die Nüsse, ihre Lieblingspeise, die mancherlei Baumfrüchte und Sämereien. Jetzt gehen die Wanderungen an nach den Nußbäumen der Gärten vom Walde aus über Bäume und Sträucher, und im Gezweig der Bäume und Haselbüsche knact und raschelt es, und die Schalen fallen zu Boden. Droben aber sitzt der schelmische Urheber und naht und freut sich wie der Vogel im Haussamen. Zuweilen kommt das Buschschwänzige zu Boden, auf den eine Nuß herabgerollt ist; schnell erfaßt es sie und eilt, auch auf der Erde daheim, galoppirend dem Stamme wieder zu. Es hat sich erlöst, der du es aufschauend mit den Augen verfolgen willst. Doch jenseits der Äste verbirgt es sich kletternd, jetzt schaut es hier mit den lebhaften Augen hervor, im nächsten Augenblick lugt es zwanzig Fuß höher herab. Es hilft dir kein Laufen um den Baum herum, wenn auch dein Athem vor Eile und Anstrengung stockt. Dort liegt es platt auf dem Äste — nur ein Drittheil der Fahne hängt über — oder die Krone der Höhe birgt seinen Leib.

Das Laub fällt von den Bäumen. Der Winter ist nahe. Unruhe und Sorge bemächtigt sich der Thierseele. Auch das Eichhörnchen hört den Sturm heulen, den Regen fallen, und empfindlich berühren es Nebel und Reif des Morgens und Abends. Sein Leib schreckt zusammen vor der feindlichen Witterung, und seine Seele erbebt im abendlichen Gefühl: mir droht Gefahr. Längst schon hat es, diesem Zuge folgend, in die Höhlungen der Bäume, unter Steine und in von ihm selbst gegrabene Löcher am Boden, in die Nester der Krähen und Eistern und in die Nindenpalten Vorräthe eingetragen, um zur Zeit der Noth den Hunger stillen zu können. Auch vor der unwirthlichen Witterung sucht es sich sorgfältig zu schützen. Es zieht sich allein oder in Begleitung mehrerer Kameraden in sein Nest zurück und verstopft den Ausgang, welcher dem Wetter ausgeht. Tage lang verweilt es hier in tiefer Ruhe, bis der Hunger es weckt und an das Licht führt, wo es die hängen gebliebenen Büchel und Zapfen pflückt und aus den heimlichen Speisefammern, Kellern und Speichern die Früchte seines Fleißes hervorholt. Bald aber wird ihm die Ernährung unter dem Druck der eifrigen Kälte und bei der Tiefe des lange verweilenden Schnees immer schwerer und mühsamer. Die Noth bricht ein in ihrer furchtbaren Gestalt. In der Schlafkammer lauert der Hunger mit wechender Pein, draußen scheucht es das Schneegestöber in das Lager zurück, und den Edelmarde gelüftet es nach seinem Fleisch. Hier und dort fürzt entkräftet ein nachbarlicher Genosse seiner einsigen Spiele hinab in den Schnee und endet traurig sein Leben. Es rafft alle seine Kräfte zusammen und durchsucht die zugänglichen Stellen, die wenig bedeckten Plätzen unter den dichtzusammengedrängten Fichtenzweigen; überall, wo es die Erfahrung einen kleinen Beitrag zur Frühlung des gefährdeten Lebens vermuthen läßt, scharrt, forscht und untersucht es. Kümmerlich schlägt es sich durch, bis endlich unter gewaltigem Einbruch der Wetterschläge oder unter der allmählichen Wirkung der Sonnen- und Luftwärme Eis und Schnee vergehen, und der Frühling wiederkehrt.

Alles Leid der bitteren Noth ist vergessen, in der Seele unseres wie neugeborenen Eichhörnchens lebt und weht es in Lust und Liebe. Freue dich nur und treibe munter dein Spiel, springe; nur möchten wir dir, wenn du es begreifen könntest, und deine Nachsicht zu widerstehen vermöchtest, warnend zurufen: schone die jungen Blüten und Nadeltriebe, nach denen du im Mai so gerne deine langen Finger ausstreckst, und deren du mehr in kindlichem Uebermuth in Form der forstmännischen sobenannten „Absprünge“ zu Boden wirfst, als zum Wunde führst. Hüte dich, daß dir im Beschützer des Waldes kein schlimmerer Feind ersticht, als im Edelmarde!

[2416]

Elisabeth, die Heilige, Landgräfin von Thüringen.

Von Hermann Kletke.

Zu den edelsten Gestalten, welche die Vorzeit den Nachkommen als ein erhabenes Beispiel weiblicher Tugenden überliefert hat, gehört die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Sie war, wie die Chronisten von ihr rühmen, in ihren Sitten züchtig, ernst in ihrem Wandel, lieblich und gütig in Worten und Mienen, barmherzig gegen die Armen, voll Tugend und göttlicher Liebe.

Elisabeth, die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, wurde im Jahre 1207 zu Presburg geboren. Die Sage meldet, daß der ungarische Meisterlänger und Zauberer Klinfor zur nämlichen Zeit am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen verweilt und diesem die Geburt der Prinzessin wenige Stunden vorher verkündet habe. Noch in der Wiege wurde Elisabeth dem Sohne jenes Fürsten verlobt, und, erst vier Jahr alt, ward sie durch eine Gesandtschaft des Landgrafen aus Ungarn abgeholt, um auf der Wartburg am Hofe ihrer Schwiegereltern erzogen zu werden. Sie brachte ihrem elfjährigen Bräutigam Ludwig eine Ausstattung von 4000 Mark Silbers mit, nebst einer silbernen Wiege und Badewanne.

Schon früh traten die Hauptzüge ihres Charakters, Demuth und Milde, hervor. In der Kirche nahm sie die Krone, die sie nach der Sitte damaliger Zeit trug, so lange ab, bis der Gottesdienst beendet war. Tanz und geräuschvolle Feste liebte sie nicht. Zuweilen ging sie mit ihren jungen Freundinnen auf den Gottesacker, wies auf die Gräber der Verstorbenen hin und sagte: „Auch diese lebten, nun aber sind sie todt. So wird es dereinst auch mit uns werden. Darum sollen wir Gott lieben und demüthig vor ihm wandeln, weil wir Erde sind. Was aber will die arme Erde sich erheben?“

Gegenüber den Sitten und Lebensanschauungen eines glänzenden und geselligen Hofes erregte die Eigenart der jungen Elisabeth, die sich entsagend dem Irdischen abwandte, nicht selten Anstoß. Man fand ihr Benehmen dem fürstlichen Stande und der Tochter eines Königs wenig angemessen. Ja, man würde sie, auf den Vorschlag der eigenen Schwiegermutter, vielleicht in ein Kloster geschickt haben, wenn nicht die treue und innige Zuneigung ihres Verlobten dem Widerstande hätte.

Ludwig war sechzehn Jahre alt, als er die landgräfliche Regierung antrat; vier Jahre später, 1221, vermählte er sich mit seiner vierzehnjährigen Braut. Die Hochzeitfestlichkeiten dauerten drei Tage; Eisenach war angefüllt mit Gästen, und der Aufwand so groß, daß der Landgraf dadurch in Schulden gerieth.

Die große Liebe, mit der die jugendliche Frau an ihrem Gatten hing, ließ sie gleichwohl auch in der Ehe Nichts von den äußeren Uebungen strenger Frömmigkeit versäumen, deren Werth wir nur nach der eigenen, gläubigen Auffassung Elisabeth's beurtheilen dürfen. In jeder Nacht stand sie vom Lager auf und verrichtete ihr Gebet. Um es ja nicht zu verschlafen, war eine Hofdame angewiesen, sie aufzuwecken. Unbarmherzig war zuweilen die Geißelung, welche sie selbst an sich vollzog, oder durch Andere vollziehen ließ.

Ein Jahr nach ihrer Verbindung reiste Elisabeth mit ihrem Gemahl und einem zahlreichen Gefolge von Grafen und Edelleuten nach Ungarn zu ihrem Vater, der sie aufs prächtigste empfing und reichlich beschenkte.

Als der Landgraf im Jahre 1225 auf einem Feldzug in Polen war und dann im nächsten Jahre zum Kaiser Friedrich nach Italien ging, fand das mitleidvolle Herz Elisabeth's besonderen Anlaß zu Liebeswerken. Deutschland und namentlich Thüringen waren schon längere Zeit von einer großen Hungersnoth heimgesucht. Ueberschwemmungen, ansteckende Krankheiten und massenhaftes Hinscheiden der Menschen hatten das Elend aufs höchste gesteigert. Da ward Elisabeth ein Engel der Rettung für Hungernde und Kranke. Am Fuß des Berges der Wartburg ließ sie ein Hospital erbauen, in welchem unausgeseht achtundzwanzig arme Kranke verpflegt wurden. Daneben wurden täglich an neuhundert Arme in ihrer Gegenwart gespeist und beschenkt.

Bei so großen Ausgaben — auch ein Armenhaus am Georgenthore zu Eisenach war eine Stiftung Elisabeth's — mußte sie tief in den Staatsfackel hineingreifen, und da dieser nicht ausreichte, nahm sie nicht Anstand, selbst Acker, Höfe und Dörfer zur Linderung der Noth zu verkaufen, denn was galten ihr alle Güter der Welt, wenn die Pflichten der Barmherzigkeit so unabwieslich an sie herantraten!

Als der Landgraf aus Italien zurückkehrte, fehlte es nicht an Klägern, die ihm Vorstellungen machten über das, was sie Verschwendung der Kammergelder nannten. Allein der großherzige Fürst entgegnete ihnen: „Lasset doch meine liebe Elisabeth den ar-

men Leuten Gutes thun; wenn sie nur nicht die Wartburg und Eisenach und Naumburg verschenkt, so bin ich's wohl zufrieden.“

In Abwesenheit ihres Gemahls legte Elisabeth die Tracht einer Wittve an und schmückte sich erst wieder bei seiner Rückkehr. Wenn sie nach einer Niederkunft zum ersten Male wieder ausging, so trug sie, barfuß und einfach gekleidet, den Säugling selbst zur Kirche. Dann verschenkte sie ihr Kleid an eine Arme. Besuch und Pflege der Kranken gehörten zu ihren täglichen Pflichten. Oft legte sie die schlechtesten Kleider an und sagte dann zu ihren Kammerfrauen: „So will ich gehen, wenn ich einst Betteln und Elend um Gottes willen ertragen werde.“

Als Kaiser Friedrich II. im Jahre 1227 einen Kreuzzug nach Palästina beschloß, befand sich auch Landgraf Ludwig unter den Fürsten, die sich zur Theilnahme verpflichteten. Allein aus Furcht, das zärtliche Gemüth seiner Elisabeth zu tief zu erschüttern, trug er das Kreuz nicht öffentlich. Als er es einmal in Gedanken aus der Tasche zog, errieth sie sofort das Geheimniß und lant, von Schmerz ergriffen, zur Erde. Nur der Gedanke, daß ihr Gatte einem höheren Beruf folge, wie ihn die Anschauung jener Zeit in den Kreuzzügen erblickte, vermochte ihr Trost zu geben.

In Schmalkalden, wo sich die ganze landgräfliche Familie versammelte, fand die rührende Trennung statt. Scheidend übertrug Ludwig seinem Bruder Heinrich Raspe die Regierung des Landes; beim Abschied von Elisabeth sagte er: „Allerliebste Schwester — denn sie pflegten sich aus den Jahren ihrer Kindheit her Bruder und Schwester zu nennen — dieser Ring, auf dessen Stein das Lamm Gottes eingegraben ist, sei Dir, wenn Dir ihn Jemand bringt, ein Wahrzeichen meines Lebens oder Todes.“

Nur zu bald sollte das Letztere in Erfüllung gehen, denn der Landgraf, der am Johannistage ausgezogen war, starb, ohne Jerusalem gesehen zu haben, im September des nämlichen Jahres zu Otranto im Neapolitanischen. Er erlag einem hitzigen Fieber; doch schrieben Manche seinen Tod einer Vergiftung zu.

Als Ludwig's Mutter der Schwiegertochter den Ring ihres Gatten überreichte, und damit Elisabeth die traurige Bestätigung seines Todes empfing, stand sie rasch auf und entfernte sich. Der Schmerz lähmte ihre Zunge und sie vermochte Nichts weiter heraus zu bringen, als: gestorben — gestorben — gestorben! Man ging ihr nach und suchte sie zu trösten. Da brach sie heftig weinend in die Worte aus: „Ach, ich arme, trostlose Wittve und elende Frau!“



Die heilige Elisabeth auf der Flucht. Zeichnung von C. Flügger.

Nun tröste mich der, welcher Wittwen und Waisen mit seinem Trost nicht verläßt!"

Bald hatte Elisabeth zweifachen Grund, den Verlust ihres trefflichen Gemahls zu beklagen. Ihr Schwager Heinrich, welchem Ludwig die Regierung, sowie die Vormundschaft seiner Kinder übertragen hatte, ließ sich, mißleitet durch schlimme Rathschläge, zu einer schmachvollen Handlung hinreißen. Er verließ die Wittwe seines Bruders mit ihren vier Kindern, von denen das älteste, eine Knabe, noch nicht fünf Jahr, das jüngste erst nach dem Tode des Vaters geboren war, aus dem friedlichen Aufenthalt der Wartburg. Er zwang sie aber nicht allein, ihre bisherige Wohnstätte zu verlassen, sondern ließ sogar in Eisenach bekannt machen, man werde ihm keinen Gefallen erweisen, wenn man die Unglückliche aufnehme. Zum Dedmantel dieser unmenschlichen Maßregel mußte die vorgebliche Verschwendung Elisabeth's dienen. Die arme hilflose Fürstin sah sich genöthigt, in einer Herberge einzufahren und dort in einem elenden Aufenthalt einen Tag und eine Nacht zuzubringen. Am anderen Morgen begab sie sich mit ihren Kindern ganz früh in die Pfarrkirche und bat, daß man den Lobgesang: Herr Gott, dich loben wir! anstimmen möge.

Dieselbe Elisabeth, die so viel Arme gespeist und gekleidet hatte, mußte jetzt, mitten im Winter, ihr kleines jungstgebornes Töchterchen auf dem Arme, die Straßen Eisenachs durchwandern, um wo ein Obdach zu finden. Doch die Furcht vor der Härte ihres Verfolgers war so groß, daß ihr Niemand eine Zufluchtsstätte für längere Zeit verstaten wollte. Ein Priester wagte es endlich, sie aufzunehmen, und Elisabeth, um die Gutherzigkeit ihres Beschützers nicht zu mißbrauchen, suchte sich selbst durch Spinnen und andere Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben. In dieser Zeit war es, wo eine alte Bettlerin, der Elisabeth sehr viel Gutes gethan hatte, sie beim Begegnen auf der schmutzigen, ungepflasterten Straße tief in den Roth stieß. Allein auch solche Züge des Unbanfs und der Rohheit nahm die fromme ergebene Frau als einen Schimpf und eine Kränkung um Gottes willen gelassen auf.

Da auch der Aufenthalt bei dem Geistlichen nicht lange dauern konnte, so entschloß sich Elisabeth, in das Armenhaus zu flüchten, welches sie selbst gestiftet hatte. Aus diesem ließ sie dann eine Tante, welche Rebstiftin zu Kitzingen war, abholen, und nach einiger Zeit wies ihr ein Oheim, der Bischof von Bamberg, das Schloß Bottenstein zum Wohnsitz an und verließ sie sogar mit einem kleinen Hofstaat. Den Wunsch ihres Oheims, sie aufs Neue zu vermählen, wies sie entschieden von sich ab. Ich habe, sagte sie, es Gott und meinem Gemahl angelobt, nie wieder zu heirathen, und eher wollte ich mir ein großes Leid anthun, als mein Wort nicht halten.

Elisabeth war noch nicht lange zu Bottenstein, als die Leiche Ludwigs in Bamberg eintraf, mit ihr auch eine Anzahl thüringischer Grafen und Edlen, die aus Italien heimkehrten. Diesen flagte die Wittve das große Unrecht, daß ihr und ihren Kindern durch den Bruder ihres Mannes geschehen sei. Als sie nun sämtlich dann zur Beisetzung der Leiche nach Reinhardsbrunn gingen, unternahm es der Schenk Rudolf von Barga, dem anwesenden Landgrafen Heinrich so stark ins Gewissen zu reben, daß dieser unter Thränen die Schuld bekannte und sich zu jedem gütlichen Ausgleich bereit erklärte. Elisabeth beehrte Nichts von ihrem Schwager, als ihre Mitgift und ihr ausgelegtes Leibgebinde. Der Bitte des Landgrafen um Verzeihung folgte von beiden Seiten die herrliche Veröhnung, und Elisabeth begleitete ihren Schwager nach der Wartburg. Infolge des Wunsches, den Ueberrest ihres Lebens einer heiligen Einsamkeit zu widmen, ließ sie nicht länger als ein Jahr auf der Wartburg verweilen. Sie zog nach Marburg, das ihr Heinrich nebst allen dazu gehörigen Dörfern, Einkünften und Gerechtsamen einräumte. Hier verwandte sie fünfthundert Mark Silbers, die ihr der Landgraf zu ihrer ersten Einrichtung bestimmt hatte, zur Stiftung eines Hospitals. Und als sie daneben noch ein Armenhaus gebaut hatte, zog sie in letzteres mit zweien ihrer Hofräulein, die sich's gefallen lassen mußten, gleich ihrer Herrin grobes und ungefärbtes Tuch zu tragen. Sie selbst trug einen grauen Mantel, der sehr kurz und mit Lappen von verschiedener Farbe geflickt war. Ihre tägliche Kost bestand aus Erbsen, Bohnen und ähnlichen Gerichten, welche meist nur in Wasser gekocht waren. Bessere Speisen gab sie den Armen. Sie kochte öfters selbst und aß mit ihren Hofdamen aus einer Schüssel. Auch durften diese sie nur bei ihrem Namen nennen. Bei Kranken und gebrechlichen Leuten verrichtete sie vollständig die Dienste eines Krankenwärters.

Nicht lange nach ihrer Abreise von der Wartburg war dort ein Graf Panthas als Abgesandter ihres königlichen Vaters eingetroffen, um sie nach Ungarn zurückzuführen. Er fand sie in Marburg am Spinnrocken sitzen, um Garn zu spinnen, aus welchem sie für die Einwohner ihres Hospitals Leinwand weben ließ. Als er die Tochter seines Königs so bei den niedrigsten Beschäftigungen vernehmen sah, beschwor er sie unter Thränen, mit ihm nach Ungarn zurück zu gehen. Aber Elisabeth weigerte sich standhaft, Thüringen zu verlassen.

Großen Einfluß auf das harte, entsetzungsvolle Leben Elisabeth's und ihre geistlichen Büßungen hatte ihr Beichtvater, Hofprediger und Lehrer, Konrad von Marburg, der sich ein trauriges Andenken als Rekrutirer durch die Verurtheilung zahlreicher Personen zum Scheiterhaufen erworben hat. Nach Ludwigs Tode, bei welchem Konrad gleichfalls in hoher Gunst gestanden, ward er der Feindin und Tyrann Elisabeth's, der unumschränkt gebot und ebenso die unterwürfigste Ergebung fand, weil ja die fromme demüthvolle Frau, erfüllt von Eifer, Gott zu dienen, in dieser büßfertigen Hingabe den alleinigen Weg zu ihm erblickte.

Schon auf der Wartburg hatte Elisabeth die Sünde einer veräümlten Predigt auf den Knien abbiten müssen. Hier in Marburg mußte sie für alles Strafbare, was sie nach Konrads Ansicht beging, mit unzähligen Ruthen- und Backenstreichen büßen. Noch härter war es, daß er ihr selbst den Umgang mit ihren geliebtesten Hofdamen entzog und die Stelle derselben mit zwei alten Weibern besetzte, welche die Fürstin aufs strengste bewachten und hofmeisterten.

Die Jugend und Schönheit Elisabeth's ließen nichtsdestoweniger bei Manchem den Glauben entstehen, ihr Umgang mit dem Beichtvater sei strafbarer Art. Da hielt es jener Mann, der bei dem Landgrafen so warm für sie gesprochen hatte, Rudolf von Barga, für seine Pflicht, sie von der schlimmen Vermuthung, die Einzelne begien, in Kenntniß zu setzen. Aber Elisabeth, nachdem sie den Ungrund einer solchen Beschuldigung überzeugend nachgewiesen, zeigte ihm ihren mit Wunden und Geißelbeulen besetzten Leib und sagte: „Hier seht Ihr die Beweise der Liebe, die der heilige Priester zu mir trägt und die ich zu Gott trage.“

Die schonungslose Härte, mit welcher Elisabeth ihren Körper behandelte, sowie die stete geistige Erregtheit ihres Gemüths, in der sie überirdische Erscheinungen zu sehen, Offenbarungen zu vernehmen glaubte, setzten ihrem garten Leben ein frühes Ende. Sanft entschlief Elisabeth im vierundzwanzigsten Jahre ihres Lebens (im Jahre 1231).

Vier Jahre später wurde sie vom Papst heilig gesprochen; der Volksglaube ließ Wunder an ihrem Grabe geschehen und ein reicher Kranz frommer Sagen hat uns, vielleicht noch mehr, als die wirkliche Geschichte ihres Lebens, ihr reines Andenken weit über ein

halbes Jahrtausend lebendig erhalten. Zahlreiche Dichter haben sie besungen und Zeichner und Maler haben einzelnen Züge ihres frommen Wandels rührenden Ausdruck gegeben. Und wer könnte wohl heutzutage die Wartburg besuchen, dem nicht das Herz von ihrer edlen lieblichen Erscheinung erfüllt würde! [2410]

Den Neffen vergessen!

In Halle an der Saale lebte einst Friedrich Matthiesson, ein armer Student. Um Theologe zu werden, war er nach Halle gekommen, aber wir müssen leider gestehen, daß er die Collegien nur selten besuchte; weit lieber ging er hinaus in den Wald, Berth's Leiden und Ramler's Gedichte in den Tälchen und Oden und Elegien im Kopf und Herzen, die er dann im Grünen in seine Schreibtafel schrieb. Das Wandern war seine größte Lust. Das Kängel auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, und er war der Glückliche unter der Sonne. Dann fort — nach Dessau, um im Theater den Götz von Berlichingen zu sehen, oder nach Leipzig zur weltberühmten Messe, oder nach Weimar, um Herder predigen zu hören und vielleicht auf der Straße Goethe zu begegnen.

Eins aber schmerzte ihn tief: Berlin war zwar nicht für seine Füße, wohl aber für sein Geld zu weit. Berlin, wo Friedrich der Große und der berühmte Dichter Ramler lebten, wo die deutschen Komödianten unter ihrem Principal Döbbelin auf dem Rathhause spielten: Berlin zu sehen, war seine größte Sehnsucht, er träumte davon am Tage und in der Nacht. Hätte er im Walde wohnen und von Beeren und Blättern sich nähren können, er hätte es gethan, nur um zu sparen zu einer Wanderung nach Berlin.

Da eines Tages geschah es, daß Herr von Haffner, ein alter pensionirter Major, Jemand suchte, der ihm seinen Neffen von Berlin holte, dem man dort in einer französischen Pension Bildung und Tournee beigebracht hatte. Selbst auf die Reise zu gehen, war für Herrn von Haffner zu beschwerlich; in der Schlacht bei Mollwitz hatte eine Kugel sein rechtes Bein gestreift, seitdem hinkte er und litt zuweilen an heftigen Schmerzen. Kaum war nun sein Besuch bekannt, so führten zehn fast auf einmal in sein Zimmer, und unter ihnen natürlich Matthiesson. Die Neun versicherten, daß sie mit Vergnügen zu der Reise bereit seien; Matthiesson aber hat und qualte so lange, ihn zu dieser Reise auszuersuchen, bis der Major sich endlich bewegen ließ, obgleich er für den jugendlichen Neffen einen weniger jugendlichen Beschützer gewünscht hätte. Matthiesson vermochte sich kaum vor Glück und Seligkeit zu fassen. Der Tag der Abfahrt wurde festgesetzt, und für den Studenten ein Platz in dem Wagen gemiethet, der alle vierzehn Tage nach Berlin fuhr; dann wurde ihm erlaubt, sich zwei Tage in Berlin zu erholen und an den Herrlichkeiten dort sich zu weiden; dann endlich wurde er genau instruiert, wo der Neffe zu finden sei, in welchem Gasthof er absteigen und mit welcher Gelegenheit er zurückkehren sollte; und schließlich, als ihn der Major bis an den Wagen geleitete, erhielt er ein Beuteltchen mit harten Thalern, wie er es in seinem ganzen Leben nicht bejessen hatte.

Der Neffe, den der Onkel bereits benachrichtigt hatte, sah mit dem größten Verlangen seiner Befreiung aus der Knechtschaft des französischen Sprachlehrers und Tanzmeisters entgegen.

Und je näher nun Matthiesson der Residenz kam, desto herrlicher malte er sich den Anblick des großen Königs, den Verkehr mit Ramler, das Theater, die Paläste und Kunstschätze aus. Endlich, nach zwei Tagen und einer Nacht, rollte der Wagen durch das halbsche Thier in Berlin ein. Rasch nach dem Gasthof und dort nach Ramler gefragt, der damals ein so berühmter Mann war, daß fast ein Jeder seine Wohnung wußte. Dem Herrn Professor Ramler that der Weibrauch, den ihm der junge Mann gleich bei der ersten Begegnung spendete, recht wohl. War er auch schon fest überzeugt, daß er der erste lebende Dichter sei, so hörte er es doch gern, wenn ihn auch Andere so nannten. Ein so begeisterter Verehrer mußte wohl aufgenommen werden. Der Professor ließ sofort seinen Mantelsack aus dem Gasthof holen und räumte ihm ein Zimmer ein. Dann durfte ihm Matthiesson seine sämtlichen Oden und Elegien declamiren, und er hörte erst mit einigem Lächeln, dann aber mit wirklichem Vergnügen zu, denn die Gedichte zeugten trotz aller Härten und uncorrecen Ausdrücke von Talent. Er fand Gefallen an dem bescheidenen, wißbegierigen Studenten und glaubte natürlich, daß er nur seinetwegen nach Berlin gekommen sei. Es machte ihm Vergnügen, sein Cicero zu sein. Er führte ihn in das Theater und in die Wohnung der schönen und talentvollen Schauspielersin Demoiselle Niklas, er zeigte ihm das Zeughaus, das Schloß und Charlottenburg, er fuhr sogar mit ihm nach Potsdam und zeigte ihm den König, wenn auch nur aus der Ferne. So vergingen Matthiesson fünf Tage wie im Fluge, er war wie im Himmel.

Und in der Pension wartete der Neffe, den Sprachlehrer und Tanzlehrer noch zu guterletzt entschuldigend quälten.

Und in Halle wartete der Major. Dreimal am Tage humpelte er vor das Thor und sah die Landstraße entlang nach dem Gefährt. Dann aber gestellten sich Sorge und Angst zu seinem Verdruss. Wenn den Beiden ein Unglück passirt wäre! Wenn Straßenträuber den Wagen überfallen und die Reisenden geplündert hätten! Wenn ein Kampf stattgefunden, ein Mord —!

Und in Berlin sah Friedrich Matthiesson über einer langen Ode zum Lobe Preußens, des Königs und Ramler's. Wenn der Professor aus der Kriegsschule, wo er die Cadetten in den schönen Wissenschaften unterrichtete, nach Hause gekommen war, ging er mit dem jungen Freund unter den Linden spazieren und Abends mit ihm in das Theater. Alles entzückte Matthiesson, und er schwärmte für Demoiselle Niklas, die er dann bis tief in die Nacht hinein in allen metrischen Formen besang.

Der Neffe gerieth in Verwirrung, nicht minder der Onkel. Er polterte durch ganz Halle. Seine Furcht vor Ueberfall, vor Raub und Mord war wieder in den Hintergrund getreten, aber wenn der Student ein schlechter Bursche wäre und seinen Neffen verführt hätte, und wenn die Beiden auf und davon gegangen wären und direct unter die Komödianten! Was thun? An den ungerathenen Neffen schreiben oder an dessen Verführer oder an die Berliner Polizei? Nein, da würde er viel zu spät eine Antwort oder auch gar keine erhalten. Jemand suchen, der sich sofort auf den Weg machte und im schlimmsten Falle dem Neffen nachsetzte? Aber nein, er traute Keinem mehr. Es blieb ihm Nichts weiter übrig: er selbst mußte hin, trotz seines lahmen Beines.

Als er nun aber den lieben Jungen, den einzigen Sohn seiner verstorbenen Schwester, noch in der Pension fand, da fiel ihm ein Stein vom Herzen. Aber als er hörte, daß der arme Junge bis jetzt vergebens auf seinen Beschützer gewartet hatte, that er einen grimmen Schwur, daß er nicht ruhen noch rasten würde, bis er den Verbrecher gefunden und der Obrigkeit überliefert hätte. Er machte sich sofort auf den Weg. Er ließ sich zu einem Dutzend Gasthöfe fahren und fragte überall, dann fuhr er durch die belebtesten Straßen und musterte die Leute: kein Matthiesson. Erst als er am andern Morgen ausgeschlafen, fiel ihm ein, daß er in seinem Zorn und Eifer das Allernächste vergessen: den Gasthof, den er Matthiesson

son recommandirt hatte. Endlich! „Herr Professor Ramler hat den Mantelsack des jungen Herrn in sein Haus holen lassen,“ sagte ihm der Wirth. Ein Professor? Er starrte. Sollte der Spitzbube einen Professor zum Spießgesellen haben? Kopfschüttelnd machte er sich auf zum Hause Ramler's.

Da stand gerade der junge Dichter mitten in der Stube und trug seine eben vollendete lange Ode vor. Im Schaukelstuhl am Schreibtisch saß der Professor, das Sammetkäppchen auf dem Haupte, die Schildpatzose zwischen den Fingern; und ihm gegenüber am Fenster saß Demoiselle Niklas, die auf Matthiesson's Wunsch zu dieser Vorlesung eingeladen war. Der begeisterte Declamator wußte die ganze Ode auswendig, er brauchte nicht erst auf die Blätter in seiner Hand zu sehen. „Heil Dir, Einziger Du auf Preußens Throne,“ rief er eben in vollem Feuer, als plötzlich die Thür in das Zimmer flog, und der Major auf der Schwelle stand.

„Herr Gott! der Major! Ich — ich wollte — ja eben wollte ich nach der Pension!“ stammelte der aus allen Himmeln geschleuderte Dichter und ließ die Blätter fallen und taumelte rückwärts. — „So, also eben? Und Er hat wohl gewartet, bis ich Ihn dem Weg zeige? Ich rief der Major, indem er bei jedem Worte mit dem Stock auf den Boden stieß. Er will noch Klausen machen, Er will sich noch entschuldigen? Wo hat Er mein Geld? Verpielt, vertrunken, he? Aber warte, man wird Ihn zu finden wissen!“ — „Das Geld? Ich will's gleich holen, es fehlt kein Thaler, be-theuerte Matthiesson, der vor Schreck an allen Gliedern zitterte und kaum zu sprechen vermochte. Der Herr Professor hat ja Alles für mich bezahlt. Ach liebster, bester Herr Major, verzeihen Sie doch, nur, ich will ja Alles, Alles bekennen: den Herrn Neffen, die Pension — ich hab' das ganz und gar vergessen!“

Der alte Soldat stand stumm und starr. Ramler und Demoiselle Niklas hatten sich erhoben und sahen bald den Major, bald den Studenten an, sie wußten nicht, was sie denken und sagen sollten. Und vielleicht wäre der erlaunte Major noch lange wie eingewurzelt auf der Schwelle geblieben, wenn nicht Ramler, um für sich und die Dame Licht in das Dunkel zu bringen, ihn zum Eintritt und zum Niedersetzen genöthigt hätte. Er that es, und seine Augen ruhten jetzt weniger streng auf dem Sünder: er war kein Verräther, kein Dieb. „Aber vergessen, rief er, vergessen?“ —

„Klären Sie uns auf, mein junger Freund,“ sagte der Professor. Nun ließen auch er und die Dame sich wieder nieder, nur Matthiesson blieb stehen. So war eine Gerichtsitzung da: Ramler Präbident, Demoiselle Niklas Vertheidiger, der Major Kläger und Matthiesson Angeklagter. Dieser ergriff zuerst das Wort: „über seinem berühmten und lebenswürdigen Wirth, dem Theater, seiner Ode und allen Herrlichkeiten Berlins habe er den Zweck seiner Reise ganz und gar vergessen.“ — „Das kann einem Schöngest passiren!“ rief der Professor. — „Das sind mir böhmische Wälder!“ rief der Major. — „Daran erkennt man den wahren Dichter!“ rief der blauäugige Vertheidiger, und sie gingen dem alten Soldaten mit einem Nebeßwall zu Leibe, daß ihm bald der Kopf brumnte. Je größer das Talent, desto größer die Zerstreuung! Und wenn Matthiesson ein berühmter Mann werde, so werde es durch ihn auch Derjenige, der ihm einst zu einer Reise nach Berlin geholfen! So ging's weiter, immer weiter, und Ramler ließ Wein bringen, und der Major, der erst nicht trinken wollte, konnte sich nun doch nicht weigern, als die schöne Frauenhand ihm das Glas reichte. Er war durstig, er kam in Geschmack, er trank rasch und viel, und die schöne Hand legte sich auf die seine, und die blauen Augen und rothen Lippen baten für den Sünder, und auch dieser bat, und der Professor hatte immer neue, die schlagendsten Gründe für völlige Straflosigkeit.

Doch weder der Nebeßwall und der Wein, noch die bittende Schönheit brachten den Major von seiner Behauptung ab, daß dem Musie ein tüchtiger Denkfessel gebühre. Ob der Musie berühmt werde und er dazu, das sei ihm einerlei, und von der ganzen Poeterei halte er nicht so viel! Da gaben sich Präbident und Vertheidiger durch einen Wink zu verstehen, daß sie dem Haudegen mit anderen Waffen nahen müßten. Und nun fragte der Professor recht theilnehmend, ob der Herr seines Neffen wegen sich auch gekündigt habe? Und die Demoiselle fragte, was der Herr sich denn eigentlich von dem Neffen und dem Studenten gedacht habe? Da schilberte der Major seine Furcht vor Raub und Kampf und Mord und Mord (er verschluckte das „unter die Komödianten gegangen“), und die Beiden lachten laut auf. Was darüber zu lachen sei? fragte er empfindlich, aber die Beiden lachten noch lauter. Dann spielte ihm Demoiselle Niklas Komödie vor. Sie sollte die Augen, wie er es gewis in Halle gethan, sie seufzte, wie er geäußert, und suchte, wie er gesucht. Es war ihm nicht lächerlich zu Muth, aber jetzt mußte er doch lachen. Und dann kam der Professor auf Zurechtweisung und auf seine eigenen. Er mangelte Wahrheit und Dichtung bunt durcheinander und schloß sehr geschickt mit der Frage, ob nicht auch dem Herrn ein rechter echter Jugendfreud im Gedächtniß geblieben? „Einer nur?“ rief der Alte, ich weiß noch tausend von meinen Streichen!“ Und nun fing er unaufgefordert zu erzählen an und trank und lachte dazwischen, und die Andern lachten, wenn es auch Nichts zu lachen gab. Er vergaß den Neffen in der Pension und den Wagen vor der Thür und schwante und lachte und trank so lange, bis keine Spur von Mergel mehr in ihm war. Dahin hatten die Verbündeten ihn bringen wollen. „Ei, ei, sagte nun die Schauspielersin, derselbe Herr, der einst so viele schlimme, schlimme Streiche verübte, will Matthiesson wegen eines einzigen echten Jugendfreudes an Kopf und Kragen gehen? Nein, der Herr hat jedenfalls nur gepöpst, ich wenigstens und der Professor haben eine ganz andere Meinung von dem Herrn!“ Und wieder lag die schöne Hand auf der seinen, und ihre Augen und Lippen lachten ihn an. Da stand er auf, der Schluß ihrer Worte hatte ihm geschmeichelt. „Werthe Jungfer, sagte er und brückte ihre Hand, weil Sie mich an meine Streiche erinnert hat und weil Sie für ihn bittet, so will ich Angst und Sorgen und all das Jahrgeld vergessen und den Musie dazu.“ — „Der Herr gibt sein Wort?“ — „Hier meine Hand.“ — „Aber, Major, rief der Professor, der junge Mann wird doch mit nach Halle genommen? Es gilt sein Studium, seine Zukunft. Wenn ich der Major wäre, ich würde fortan der Freund, der Beschützer Matthiesson's werden und —“ — „Morgen fährt er mit uns zurück,“ sagte der Alte, weiter aber Nichts. Der Student athmete tief auf. Die Dame war erschöpft, wie nach einer großen Rolle, und der Professor heiser, als ob er einen dreistündigen Vortrag gehalten hätte.

Am andern Tage befand sich das Trifolium auf dem Wege nach Halle. Wie Matthiesson es angefangen, und ob sich der Alte die letzten Worte des Professors während der langen Fahrt hin und her überlegt hat, das kann ich nicht sagen; genug, als die Thürme von Halle sichtbar wurden, nannte der Major den Studenten „mein junger Freund“ und schenkte ihm das Beuteltchen mit den harten Thalern. Und noch ein paar Tage später, da verließ der Student das Dachstuhlchen und bezog eine Stube im Hause des Majors, wo er wie ein Sohn der Hauses gelebt hat, bis er als Lehrer nach Dessau ging. In seinen „Erinnerungen“ hat er sein Leben in Halle und seinen Jugendfreud erzählt und dem Major ein bleibendes Denkmal errichtet.

Reiterlied.

Markig und nicht zu schnell.

Gedicht von Oscar von Redwitz, componirt von Richard Schmidt.

Gesang.

1. (f.) Der Wald ist schwarz, die Luft ist klar, im Frühlicht glüht das Thal, der Mor-gen-dust neigt
 2. (p.) Du Ba-ter und du Mut-ter mein, du Freundschaft all-zu-mal! (cresc.) Ihr dürft um mich nicht

Piano.

1. Bart und Haar, die Per-le rinnt am Stahl. (f.) Der Wald ist schwarz, die Luft ist klar, im Frühlicht glüht das Thal, der Mor-gen-dust neigt Bart und Haar, die Per-le rinnt am
 2. trau-ri-g sein, 's ist ein-mal mei-ne Wahl. (p.) Du Ba-ter und du Mut-ter mein, du Freundschaft all-zu-mal, (cresc.) ihr dürft um mich nicht trau-ri-g sein, 's ist ein-mal mei-ne

Langsamer, mit großem Ausdruck.

1. Stahl. (p. dolce) Mein Röß-lein fromm, mein Röß-lein fromm, wir rei-ten, wir rei-ten, mein Röß-lein fromm, mein Röß-lein fromm, wir rei-ten, wir rei-ten, rei-
 2. Wahl. (f.) Ich geb' mein Blut, ich geb' mein Gut um's Rei-ten, um's Rei-ten, ich geb' mein Blut, ich geb' mein Gut um's Rei-ten, um's Rei-ten, Rei-

1. ten!
 2. ten!

f schneller wie zu Anfang

dimin. p

2419.

Zur Kindererziehung.

Wir legen unseren Leserinnen und Lesern gern ein umfangreiches, vor Kurzem erschienenes Buch in die Hände, welches sich selbst als ein „Handbuch“ zur Erziehung der Jugend in deren früherem Kindesalter bezeichnet. Daß die Fröbel'sche Erziehungsmethode in dem Buche eine getreue und reiflich durchdachte Darstellung findet, dafür spricht schon genugsam der Name der Frau Baronin v. von Marenholtz-Bülow, unter deren mittelbarer oder unmittelbarer Mitwirkung dasselbe bearbeitet worden ist.*)

Daß Haus und Familie der Boden sind, den Kindererziehung und Kindespflege nimmer verlassen, den Sitte oder wohlwollende Fürsorge des gesellschaftlichen Lebens niemals und nirgend vernachlässigen sollen, wird wie von Fröbel, so auch in diesem Buche wieder vorangestellt. Unmittelbar im Bereiche der Familie sollen daher auch die Spielgaben oder Beschäftigungsmittel der Methode, welche das Buch darstellt, zunächst ihre Anwendung finden. Anschließend an die Familie soll sich dann nur die erziehlische Kindergemeinschaft, für welche Fröbel den eigenthümlichen Namen „Kindergarten“ erfand.

Die Methode nun dieser häuslichen, sodann kindergärtnerischen ersten Bildung des Kindes durch Spiel und Beschäftigung hätte zunächst das entweder für oder gegen sich, daß sie eben Methode ist. Welcher Art sie auch sei, wir würden von vornherein empfehlen müssen, Haus und Kind fern von ihr zu halten, wenn sie äußerlich, unfrei, mechanisch herbeigezogen und angewandt werden müßte oder thatsächlich würde: denn experimentirende Künsteleien der Theorie sind im höchsten Grade gefährlich beim Kinde im ersten Stadium seiner Entfaltung.

Wir können aus der Fröbelschule nur die Idee des Spieles und der Beschäftigung herübernehmen,“ erklärt ein gleichzeitig erscheinendes Buch, welches den Titel führt: „Die Pädagogik des Kindergarten und der Bewahranstalt“ und zum Verfasser einen namhaften Pädagogen, Herrn Joseph Gruber, Vorsteher einer höhern Mädchenschule in Pest, hat. Dies Buch stellt sich mit dem ersten insofern auf gleichen Boden, als es dem strengen Familienstandpunkte gegenüber die erziehlische Erweiterung des Lebenskreises des Kindes schon in dessen vorschulfähigem oder pflichtigem Alter anerkennt und befürwortet, als es ferner in den hierzu nöthigen Anstalten den Thätigkeitstrieb in ebenso methodischer, als naturgemäßer Weise fortpflanzen und entwickeln will, ohne das Gemüth

des Kindes schon mit unterrichtlichem Gedächtniß- oder Lehrstoff zu belästigen. Der Verfasser blüht wohl, indem er so hervorhebt, wie ein bloßes „Bewahren“ in physischer wie physischer Hinsicht für die erziehlischen Zwecke unzureichend sei, zunächst ebenfalls auf seine unmittelbare heimatliche Umgebung. In einem historischen Rückblick fügt er der weniger bekannten Thatsache, daß in Deutschland schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter Anregung der Fürstin Pauline von Lippe-Deimold „Kleinkinderbewahranstalten“ begründet wurden, die Mittheilung hinzu, daß in Ungarn sich die Gräfin Therese Brunswid als erste Gründerin von Kleinkinderbewahranstalten zu Ofen im Jahre 1828 auf dem Felde der Erziehung, wie des socialen Lebens einen unsterblichen Namen gemacht, und nach ihr Amalie von Bezerédy durch Errichtung solcher Anstalten auf ihren Gütern im Comitate Tolna ganz besonders sich ausgezeichnet habe.

Dagegen kämpft unser Pädagoge in der Methode, in dem Wege zur Ausführung der Idee gegen die Fröbel'sche Schule an. Er hat nicht unmittelbar das ziemlich gleichzeitig erschienene Buch des Herrn Goldammer im Auge; indessen seine Polemik trifft doch die Schule im Ganzen!

In dem Bestreben, dem Spiele, als der charakteristischen Aeußerung des Thätigkeitstriebes im Kinde, die Bedeutung zu geben, daß es „in Wahrheit Bildungsmittel“ sei, scheint sogleich die Fröbel'sche Erziehungslehre zu weit zu gehen; einem an sich wohlberechtigten Gedanken scheint sie zu sehr die Rücksicht auf die lebendige Individualität zu opfern. — Wir halten es für völlig am Platze, wenn Gruber an Stelle eines Zurechtmachens biblischer Geschichte für die Kleinen im Alter von 3 bis 7 Jahren, das seinen Ausdruck der Künsterei und Unnatur in paradiesisch duftenden Kindheitsbüchern der Fröbelschule gefunden hat, das erzählende Element in den betreffenden Bildungsanstalten auf das bescheidenste Maß zurückgeführt wissen will und den Rückert'schen „Fünf Märlein für mein Schwesterlein“ — die auch Fröbel in seinem Sonntagsblatte empfahl — „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen“, „Der Spielmann“ u. s. w., Grimm's „Sternthaler“, Bechstein's „Goldmarie und Pechmarie“, Ferd. Schmidt's „Frau Holle“ etwa hinzufügt. Ebenjowenig aber als man das „Erzählen“ in seiner Bedeutung als erziehlisches Bildungsmittel aus dem vorherrschenden Gesichtspunkte des Spieles auffassen soll, ist solches, wie es durchgängig in der vorliegenden erschöpfenden Darstellung der Fröbel'schen Erziehungsmethode geschieht, für eine Reihe von Bildungsmitteln des kindlichen Thätigkeitstriebes angemessen, welche man daher richtiger bloß als „Beschäftigungen“ bezeichnen sollte.

Die „Logik“ der Fröbelschule erfordert, daß unter den Spielmitteln oder Spielgaben der Ball den Anfang macht. Das mag zunächst der logisch-systematischen Entwicklung, welche vom Einfachen zum Zusammengesetzten und Mannichfaltigeren aufsteigen

will, ganz angemessen erscheinen. Allein die Stufenfolge des Systems wird zum Zwang, zum Gängelbände und Procrustesbette, wenn man sie dem Leben als zeitliche Stufenfolge der Entwicklung aufzwingen will. Mag es ganz schön und beziehungsreich sein, den Ball als das „All“ zu bezeichnen, welches dem Kinde nach alle weiteren Spielmittel und kindlichen Beschäftigungen in sich faßt — aber „armes Kind“ im Alter von 3 bis 9 Monaten, wie müßten wir sich bedauern, wenn keine Mutter wirklich die dreißig verschiedenen Handbewegungen mit dem Balle, welche die beigegebene Mustertafel darstellt, zum Gegenstande beinahe dauernden Aufmerksamkeits machte, wenn wir auch glauben, daß der Inhalt des begleitenden Gesanges, etwa das Balllied: „Das Bällchen ist doch gar zu schön, ich möcht es recht genau besehn — Das Bällchen kannt du wohl betrachten, du kannt es recht genau betrachten, es ist so klar, es ist so rein, du kannt dich seiner recht erfreun“ u. s. w., dich gänzlich unberührt lassen würde. Im neunten bis zwölften Monat „fann“ dann „die harte Kugel“ kommen, welche schon einen „lauten Schall“ wahrnehmen läßt, wenn sie den Händen des Kindes entfällt, und schon ein lebrendes Wechselgespräch, z. B. „Was thut die Kugel? — Sie rollt“ u. s. w. erlaubt; dann kommt der Würfel, der erste anschauliche Repräsentant der „Vielfalt in den Dimensionen“ (!).

Gegenüber der Fröbel'schen Systematik stellen wir ferner geradezu in Abrede, daß der einzelne Würfel ein Spielmittel sei, welches die Phantasie des Kindes, zumal des 1- bis 3-jährigen, in Anspruch zu nehmen vermöge, auch wenn die Mutter zu den einzelnen Manipulationen mit demselben Reime singt, z. B. „Der Würfel fällt von oben nieder — zu schwach sind noch des Kindes Glieder.“ Erst das Bauen mit den wie auch immer regelmäßig gestalteten Bausteinen fesselt den spielenden Thätigkeitstrieb des Kindes schon im Alter von 1 bis 2 Jahren und immer ausgehender dann bis in das schulfähige Alter hinein. Und auch damit wird dem System noch das Leben geopfert, wenn dem Kinde dann eine Art von Pfahlbauten mit dem geschnittenen Würfel, und im Alter von 3 bis 5 Jahren, wenn es reif für die Gemeinschaftserziehung im Kindergarten geworden ist, das Bauen mit dem in Längentafeln getheilten Würfel gestattet sein soll. Das combinirende Bauen mit dem Würfel, mit den Längentafeln, mit dem diametral durchschnittenen, bedachenden Würfel, mit Säulen, Würfelplättchen und Bogenformen zugleich, welche die „Methode“ erst auf der dritten Stufe, im Alter von 5 bis 7 Jahren, gestatten will, interessirt von vornherein und allererst den Spieltrieb des Kindes, und jede Mutter mag getrost ihrem Kinde sogleich den vollständigen, größern oder kleinern Baustein in die Hand geben. Dem wahren Gedanken, daß schon dieses Spielmittel wie von selbst ein Bildungsmittel für Verstand und mathematische, auch ästhetische Anschauung sei, wird auf diesem Wege nicht Eintrag geschehen, — dann aber werden Anschauung, Einbildungskraft und Verstand des

*) Der vollständige Titel des Buches lautet: „Der Kindergarten, Handbuch der Fröbel'schen Erziehungsmethode, Spielgaben und Beschäftigungen. Nach Fröbel's Schriften und den Schriften der Frau v. von Marenholtz-Bülow bearbeitet von H. Goldammer. Mit Beiträgen von v. v. Marenholtz-Bülow. Mit 76 Tafeln Abbildung (Berlin, Verlag von Carl Habel, 1869).“

Kindes durch Bauen und vollendetes Bauwerk genugsam in Anspruch genommen, als daß sein Gemüth noch für begleitende Fröbel'sche Baulieder oder rhythmische Singsprüche Aufmerksamkeit haben könnte. In dieser letzten Rücksicht bedarf es überhaupt einer eingehenden psychologischen Erwägung, inwieweit der begleitende Gesang oder auch nur begleitende Versitation bei den Spielen und Beschäftigungen der Fröbel'schen Methode am Platze ist.

Eine vorzügliche Beschäftigung, welche aber wegen der sehr hohen Ruhe und stetiger Aufmerksamkeit, die sie in Anspruch nimmt, kaum mit Kindern im beginnenden dritten Lebensjahre wird unternommen werden können, bildet das „Stäbchenlegen“ und das sich anschließende „Kringlegen“, wie wir mit Gruber diese Beschäftigung, anstatt des Fröbel'schen Wortes „Kreislegenspiel“, bezeichnen wollen. Bei ihr ist dann die genetische, vom Einfachen zum Zusammengefügten aufsteigende Methode ganz am Platze. Das Stäbchenlegen verleiht dem Kinde, mit wenigen geraden Linien darstellbare Gegenstände seiner Umgebung und nach und nach immer mannichfaltigere und beziehungsreichere des wirklichen Lebens darzustellen. Es bildet so ohne Ueberreizung von Geist und Organ Anschauung und Hand zugleich, ist geeignet, auf ebener Fläche durch selbstthätige, wenn auch begleitende und nachahmende Erfindung das Auge an regelmäßige Schönheitsformen zu gewöhnen, eine Vorübung sowohl für den ersten Anschauungsunterricht im Lesen, als im Schreiben und Zeichnen. Fröbel's aus dem Einzelnen folgende Alles „entwickelnde“ philosophischer Drang hat freilich auch diese Beschäftigung mit Ueberschwänglichkeit und Unschönheiten ausgestattet, von denen seine Schule sich nicht fern gehalten. „Alles Mögliche“ soll das einzelne Holzstäbchen schon sein, Lineal, Stoch, Finger bis zur Bratwurst und Cigare, mit zwei bis drei Stäbchen läßt sich dann fast die ganze geradlinige oder krummlinige Wirklichkeit darstellen. Mit Recht bezeichnet Gruber es als eine „Unbändigkeit“, als eine „Verwilderung der Einbildungskraft“, wenn Fröbel's Nachfolger den Meister hierin noch überboten. Wir müssen demgegenüber jedoch hervorheben, daß das vorliegende Buch sich von solcher Ueberschwänglichkeit bei der beschreibenden sowohl, als graphischen Darstellung freigemacht hat. Wenn beide freilich auch einzelne wesentlich krummlinige Gegenstände, wie Hut, Kunkelrübe, Weinglas, Schmetterling, mit dem Stäbchen hervorzuzaubern, so ist das mindestens eine Abweichung von dem vorangestellten Grundsatz, es sei das Stäbchen der Phantasie des Kindes „Stellvertreter für alles Gerade“.

Wir könnten diese mehr einschränkende, als erweiternde, dem Leben die Palme vor dem System verleihende Kritik mit Erfolg auf die weiteren „fingergärtnerischen“ Spiel- und Beschäftigungsmittel ausdehnen und würden bei einzelnen der letzteren, so beim Modellieren, Falten, Flechten wieder eine günstige Selbstständigkeit gegenüber Fröbel oder dessen Schule hervorzuheben haben. Wir überlassen das aber den Müttern und Erzieherinnen, welche nicht bloß die Idee dieser Methode, die ja im Wesentlichen die der neueren Pädagogik seit Pestalozzi ist, sondern auch deren Ausführungen, eben die Spiel- und Beschäftigungsmittel anzuwenden beabsichtigen. Zu einer solchen Kritik, welche die praktische Bedeutung des Buches neben seiner geistvollen Tiefe, wie wir meinen, nur heben kann, fühlten wir uns aber noch ganz besonders durch die treffliche und glänzende illustrative Ausstattung, welche Verleger und Verfasser dem Buche haben angeeignet lassen, aufgefordert. Es tritt diese Ausstattung in hohem Grade auch bei solchen Beschäftigungsmitteln hervor, mit deren (NB. wohlbedachter) Anwendung die fingergärtnerische Erziehung in Wahrheit sich unmittelbar als eine industrielle Vorstufe, sowohl was Bildung der Hand, als solche der Anschauung und des Schönheitssinnes betrifft, hinstellen kann.

[2411]

— 0 —

Die Mode.

Die diesjährigen Promenaden-Anzüge (Costüme) sind meist ganz aus einem Stoffe und in einer Farbe hergestellt — sehr beliebt sogar ist es: Kleid, Hut, Schirm und Handschuhe von einer Farbe zu tragen. Das Kleid, das auf der Straße und Promenade niemals Schleppe haben darf und vorzugsweise mit Doppelrock arrangirt wird, garnirt gewöhnlich Frisuren, Schrägstreifen und Rüschen desselben Stoffes, welche vom unteren Rande des Rockes ziemlich hoch hinaufreichen und in verschiedenster Weise angebracht sind. Man trägt das Kleid mit anschließendem Paletot, einem Mantel, Talma oder Jupon von gleichem Stoff oder aber arrangirt das Kleid so, daß die hohe Taille im Verein mit der Schärpe, dem Schoß oder oberen Rock den Paletot imitirt. Neben den ganz einfärbigen Anzügen trägt man auch Costüme aus carrirtem Wollstoff (namentlich in Blau und Grün) und solche, deren unterer Rock nebst Schärpe aus carrirtem oder gestreiftem Stoff gefertigt sind, während der obere Rock und die Taille aus einfarbigem Stoffe sind, dessen Farbe jedoch mit einer der Farben des gemusterten Rockes übereinstimmen muß.

Die diesjährigen Frühlings- und Sommerhüte sind wie gewöhnlich sehr klein und unterscheiden sich von denen früherer Saisons mehr durch Arrangement und Garnitur, als durch die Form.

Die Façonhüte werden im Frühjahr vorzugsweise von schwarzem Tüll und Spitze und von Größe getragen, welcher in der Farbe mit der Farbe des Kleides übereinstimmt. Weiße Hüte wählt man zur Promenade nicht mehr, man trägt sie nur zu Visiten, im Theater oder Concert. — Gewöhnlich sind die Hüte vorn sehr hoch, und diademartig garnirt, mit Spitzen, Federn, Bandschlingen und Schleifen, schillernden Vogelfedern, vorzugsweise aber mit Blumen mit lang herabhängenden Zweigen. Eigentliche Bindebänder haben die Hüte auch in diesem Jahre nicht, sie werden mittelst Band- und Spitzen-Schärpen geschlossen, welche eine Bandschleife oder Spitzenrosette zusammenhält. Die runden Hüte aus Tüll und den verschiedensten Geflechsen von grau, schwarz oder braun gefärbtem oder weißem Stroh haben einen flachen, oft wenig bemerkbaren Boden. Ihre Garnitur ist stets so angebracht, daß der Hut hoch erscheint; sie besteht aus lächerartigen farbigen Bandschleifen, Spitze und Blumen. Bemerkenswerth ist, daß schwarze Hüte stets schwarz garnirt werden, ferner, daß man nicht mehr ausschließlich Atlasband, sondern vielfach auch Grosgrainband und Sammet zur Garnitur der Hüte verwendet.

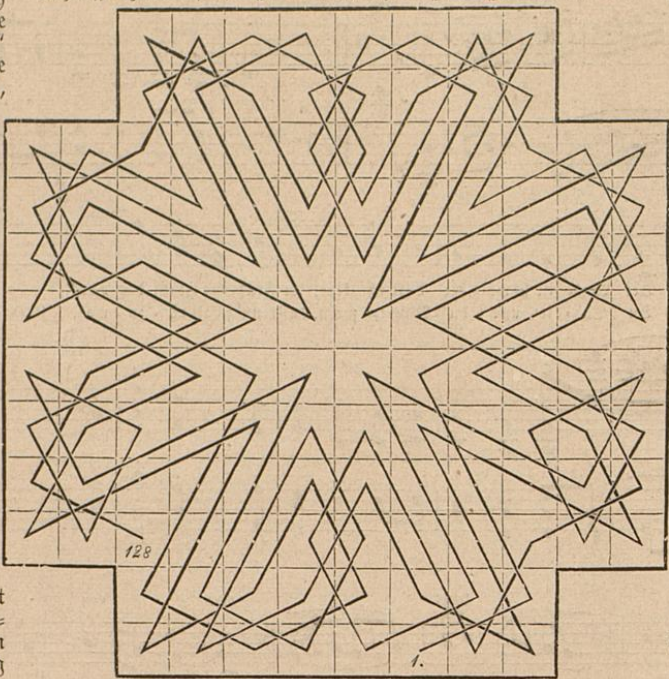
Die neueste Garnitur eleganter Sonnenschirme, welche in allen Farben getragen werden, besteht in feiner Blumenquirlende, welcher sich Franzosen aus Gräsern anschließen, ferner in verschiednen gefärbten Fransen aus Federfellen, Guipüre- und Frivolitäts- und Stoffrüschen, pufferartig arrangirten Stofftheilen, Frisuren, welche häufig mit andersfarbigem Vaseppol begrenzt sind etc. Helle Schirme sind vielfach mit schwarzem oder weißem Spitzengewebe überdeckt.

Einfache Schirme sind von weißer oder farbiger Alpaca, irischer Leinwand, von fein gemustertem oder hinirtem Percal mit gleichem Futter. Man trägt einen solchen Schirm zu einfacher Promenadetoilette in der Stadt sowohl, wie auf dem Lande und im Bade. Auch die neuen Promenaden-Fächer sind mit Percal überzogen.

[2414]

Veronika von G.

Schlüssel zur Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 116.



Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 116.

In meiner kleinen Wirtschaft ist
Haushälterin die Phantasie,
Die keine Arbeit je verdrößt,
Die von der Last ermüdet nie.

Die zaubertunbig Manches schafft,
Wofür zu arm ich selber bin,
Und die mit liebesthätiger Kraft
Entwölft den leicht getriebnen Sinn.

[2467]

Mit Blumen schmückt sie gern mein Haus,
Wenn klar im Froste liegt das Land,
Und spricht: bald führ' ich dich hinaus
Zum grünen Wald, zum Meeresstrand.

Und wird mir doch der Tag zu rauh,
Ist mir zu herb des Lebens Noth,
Der Himmel all zu trüb und grau,
Spricht sie: Mein Freund, es kommt der Tod!

Hermann Kleeke.

Auflösung der Charade Seite 116.

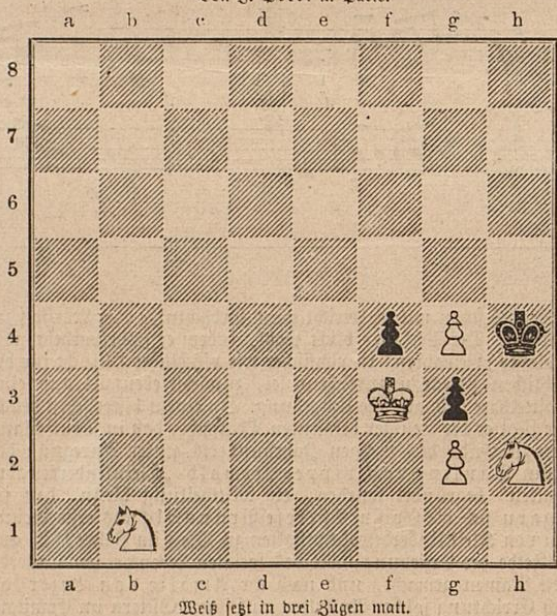
„Briefwechsel.“

Auflösung des Rebus Seite 116.

„Kameele fanden überall das Wasser in der Erde.“

Schach-Aufgabe. Nr. III.

Von J. Petri in Paris.



Weiß setzt in drei Zügen matt.

Räthsel.

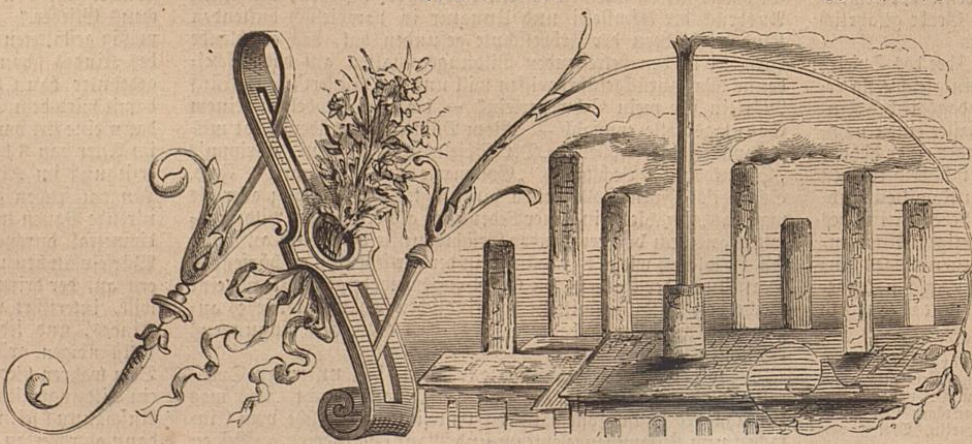
Magst mich vorwärts oder rückwärts lesen,
Mehr, als einen Färten nenn' ich Dir,
Der im Kampf, im Frieden groß gewesen,
Seines Volkes, seines Thrones Zier.

Wirst Du, Leser, mir ein Haupt noch schenken,
Bin ich fester Alee auf magrer Trift,
Bin das Beste, sollte man es denken?
An so mancher dickbelebten Schrift.

[2418]

Kleinpaul.

Rebus.



Correspondenz.

Fr. P. W. Baiern. Für das Kochrecept besten Dank. — „Tomaten“ sind Paradiesäpfel. Wir möchten bei dieser Gelegenheit für die treffliche Frucht wirklich Propaganda machen. Sie verdient bei Weitem größere Würdigung und Verbreitung. Jedermann wird zustimmen, der mit den Verdiensten der Tomatenjuppe, Tomatenauce, Macaroni mit Tomaten etc. bereits bekannt ist.

Fr. C. v. H. in W. Nichten Sie den Rock nach dem zu Abbild. Nr. 30 und 31 auf S. 376 des Bazar 1868 gehörigen Rockschnitt, doch in erforderlicher Länge her; auch läßt sich der Rock mit Leichtigkeit ohne Schnittmuster herstellen, da nur die vordere Bahn und die Seitenbahnen ein wenig abgetragt werden, die übrigen Bahnen gerade Seitentänder behalten. Kinderjackchen aus weißem Stanell sind noch modern und können in beliebiger Weise garnirt werden. Im Uebrigen müssen wir Sie auf unsere Modeberichte verweisen.

Eine langjährige Abonnentin in S. bei M. Ob crêpe-de-Chine-Tücher nach der Wäsche ihre ursprüngliche Weise wiedererlangen? Eine Frage, die wir nicht zu beantworten wagen, da wir die Qualität des erwähnten Tuches nicht kennen. Sollte das Tuch schon viel getragen worden sein, so raten wir Ihnen, es weiß auffärben zu lassen.

Fr. A. P. in L. Zu Roben von schottisch-carrirtem Stoff wählt man meist Garnituren von gleichem Stoff oder auch Sammet oder Seidenstoff in Schwarz, Grün oder dergl. Eine reiche Auswahl von hohen Tailen mit Schnitt brachten wir auf S. 39 des Bazar 1869.

C. v. S. in T. (Oberschlesien). Wenden Sie sich an den Redacteur der betreffenden Zeitung.

Fr. H. N. in Ungarn. Wir empfehlen Ihnen zu dem gewünschten Jagdcostüm ein am unteren Rande in Falten gereihtes Beinkleid (s. die Costüme für Schlittschuhläuferinnen auf Seite 37 des Bazar 1869), einen kurzen Rock nebst anschließendem Paletot, hohe Lederstiefel und ein Barett. Den Paletot richten Sie nach dem Schnitt des Paletots zu Figur 2 auf S. 37 d. Bazar, her, doch etwas kürzer, als der Schnitt angibt.

Frau M. in B. Verkleinern Sie den zu dem Anzuge, Abbildung Nr. 52 auf S. 76 dieses Rahmanges gehörigen Schnitt in erforderlicher Weise. **Eine langjährige Abonnentin in N.** Alpaca eignet sich zu dem erwähnten Jackett besser, als Kaschmir.

Fr. S. K. in L. Sie können jedes beliebige Tapissieredessin zu der Arbeit verwenden.

Fr. P. aus Bo. Den gewünschten Schnitt nächstens. Ein nicht zu fest anschließendes Corset mit wenig Rüschelementen oder mit eingetauchten Schürzen ist für Kinder jedenfalls zu empfehlen.

Eine langjährige Abonnentin. Nichten Sie das Ueberkleid in erforderlicher Länge nach dem Schnitt der ausgeschnittenen Bluse, Abbild. Nr. 22 auf S. 22 dieses Rahmanges her. Die erwähnte weiße Farbe besteht aus einer Auflösung von Krementiger Weiß; zum Auftragen der Farbe bedient man sich eines feinen Pinsels.

Fr. D. L. in S. Sie erhalten die Muster jedenfalls wohlfeiler, wenn Sie dieselben, anstatt sie leihweise zu entnehmen, in einer e. gros-Bundlung, wie z. B. bei Herz u. Wegener, Berlin, Mohrenstr. Nr. 18, kaufen.

Fr. A. G. in C. g. Wenden Sie sich an die Strohhut-Fabrik von Meisenbin, Berlin, Friedrichstraße Nr. 183.

Fr. C. G. Ausführliches über die neuesten Moden bringen unsere Modeberichte. Die gebähten Frivolitäten sind bei vielen unserer Abonnentinnen sehr beliebt und sehen, wenn sie mit geübter Hand gearbeitet sind, durchaus nicht weniger regelmäßig und sauber aus, als die geschürzten Frivolitäten.

Frau S. Wir lehrten die Ausführung der geschürzten Frivolitäten auf S. 317 des Bazar 1866.

Fr. Rectorin C. W. Wir danken angelegentlich für die uns gemachten Mittheilungen, leider sind uns die beschriebenen Arbeiten nicht mehr neu.

Fr. M. S. in U. Wir bedauern das Gewünschte nicht bringen zu können, Sie erhalten dasselbe jedoch in der Tapissier-Manufactur von C. König, Jägerstr. Nr. 23.

Fr. A. H. in B., Nr. 12. Schrägen Sie nur die vordere Bahn und die Seitentänder des Rockes ein wenig ab.

Fr. C. Sie haben unsere frühere Antwort jedenfalls übersehen. Wir wiederholen demnach, daß uns für so große Dessins der Raum fehlt.

Fr. M. P. Röcke von carrirtem Stoff werden ebenfalls feilschmäßig geschnitten; an dem oberen Rande des Rockes sind die Nähte meist unterhalb der Falten verborgen.

Eine neue Freundin des Bazar in F. d. Wegen Mangels an Raum ist es uns nicht möglich, ein so großes Dessin in unsere Zeitung aufzunehmen. Allerdings hat man einen Rock, welcher gerafft werden soll, um so viel länger zu schneiden, als das Mäßen erfordert.

Eine langjährige Abonnentin des Bazar, S. B. Nichten Sie die Taille nach dem zu Abbildung Nr. 2, Figur 1 und 2 auf S. 104 d. Bazar, gehörigen Schnitt her; doch ist dieser Schnitt nach Erfordernis zu verkleinern.

Fr. M. G. in M. Das Verlängern der Rockschritte geschieht, indem man die Seitencontouren jedes Schnitttheils bis zur erforderlichen Länge fortführt und jedem Schnitttheil am unteren Rande einen gleichmäßig breiten Theil zugebt, so daß die untere Contour des verlängerten Schnitttheils mit der auf dem Supplement vorgezeichneten unteren Contour parallel läuft.

Fr. A. D. in Böhmen. Der erwähnte Gegenstand ist von so einfacher Form und so leicht nach Angabe der Beschreibung herzurichten, daß wir deshalb den Schnitt nicht gebracht haben.

Fr. F. H. D.; Fr. N. S. in A. Baden; Fr. M. S.; Fr. S. M. in S. Ihre Wünsche sind notirt.

Abonnentin in Bische. Louise M. in U. Die sogenannten Lederflecke in baumwollenen Strümpfen sind sehr schwierig zu entfernen; versuchen Sie einmal Eau de Javelle. Die Spinnwebflecke werden Sie aus farbigen Katun wahrscheinlich mit starkem Spiritus fortzulesen können. Umbra erhalten Sie in jeder Apotheke. Die Umbra entstammt den Eingeweiden des Gotwallfisches und scheint das Product krankhafter Absonderungen jenes Thieres zu sein. Man findet sie schwimmend im Meere in der Nähe der Insel Sumatra, den Molukken u. s. w.

Fr. B. in S., Fr. v. W. in B. u. A. Herr Dr. E. Hollaender wohnt in Berlin, Kronenstr. 24, ist praktischer Arzt und beschäftigt sich vorzugsweise mit Mund- und Zahnkrankheiten.

Fr. M. F. in M. Noch immer sind französische Stickerien mehr beliebt, als englische Stickerien.

Kritische Correspondenz.

Mehreren Abonnentinnen, welche uns nach guter Lectüre gefragt, können wir ein reichhaltiges Leseversprechen, denn wir haben auf unserem Büchertisch nicht nur des Neuen, sondern auch des Trefflichen die Fülle. Voran sei Ihnen der Roman „Hochgeboren“ von E. von Dinklage, unserer geistreichen Mitarbeiterin, empfohlen. Die Personen der Erzählung sind wahr in jeder Fingeringebung und bis ins Herz hinein; der Wirklichkeit nachgebildet und doch voll Heitz und Originalität; Portraits, aber Portraits eines Künstlers. Die Handlung ist lebendig, der Conflict ergreifend, die Lösung schön und wohlthuend. — Sommer und Winter am Fenster, von Fanny Lewald. (Gebenwohl als Buch wie in Otto Fante's trefflichem „Roman-Wagazin“ erschienen.) Der Autornamen überhebt uns jeder Anpreisung. Fanny Lewald's Bücher gehören stets zu denen, deren Lectüre uns bereichert. Wir können ihr in Dilem und Jene unsere Zustimmung, nie unsere Bewunderung versagen. Wenige Schriftsteller der Gegenwart besitzen wie diese Frau in gleich hohem Maße und schöner Harmonie: Talent, Charakter und Kunst. — Und was das neueste Werk betrifft, so wüßten wir nicht, was größere Befriedigung gewährt, als eine herrliche Natur an der Seite eines bedeutenden Menschen zu durchwandern. — J. v. N. in L. und M. S. in S. Verse sind freilich noch nicht darum ein Gedicht, wenn und weil sie aus dem Herzen kamen, aber gewisse Töne, schlicht und natürlich wie in dem „Gaidelblüthen“ und „Am Grabe des Vaters“ der einen, in der „Erinnerung“ der andern Dame vermögen uns immer zu rühren. Wir legen dann das kritische Schwert bei Seite und sagen uns: Die Gedichte sind nicht schön, aber wer sie dichtete, ist gut. — C. L. in T., Abonnentin D. C. M. B. Durch Erfahrungen jüngsten Datums gewisigt, erlauben wir uns vorher die Frage: Sind die Charaden, resp. Räthsel, Original? — F. N. in St. Theos sagt es in Goethe's Iphigenie, 1. Aufzug, 3. Scene. — C. v. S. in T. S. Schöne Mädchen Blumen zu vergleichen, ist allerdings poetisch, aber nicht neu. Gleichwohl müssen wir die glückliche Wendung der letzten Stroche anerkennen. — B. St. in Dr. Also auf Honorar verzichten Sie vorläufig, als junger Künstler! mit verzichteten vorläufig auf Ihre Gedichte. — Mlle. Josephine in W. gibt den Rath, Luft und Leid nur den Sternen, den Wellen und Bäumen anzuvertrauen. Einverstanden; denn jedenfalls braucht es dann nur in Prosa zu geschehen. — A. S. in R. Ihrem Gedicht „Charlotte Corday“ wünschten wir einen kürzeren Athem und feurigeren Pulsschlag. — Bielebechen. Der Refrain: „Nur wegen Ihr, nur wegen Ihr — Und dennoch Sie nicht glaubt es mir“ klingt wie ein Ständchen mit Trommeln. — Fr. L. (Ungarn) Wir warten bis heute noch vergeblich. — In manchen Versen zeigt Tüchchen zwar, daß es — trafen kann, aber der Trost gefällt uns. — A. C. Der Himmel war verschwunden, die Seligkeit vorüber, und sie wieder im irdischen Jammerthal trank ihren Kaffee mit kühler Resignation. — Ende gut, Alles gut. Diejen „Kaffee mit kühler Resignation“ fanden wir köstlich. — L. S. in Thüringen. Sehr hübsch. — Mallebechen. In der Form noch etwas ungelöst, auch der Gedanke nicht immer klar. Was dachten Sie sich z. B. unter einer „gelungenen Mufe“?